

## Der Wohlthäter.

Ein Selbstgespräch.

Von

Julius Lohmeyer.

Zu einer Original-Zeichnung von Fedor Flinzer.

„Gevatter Frosch, was fällt euch ein?  
Ihr scheint mir nicht recht wohl zu sein!  
He, feister Freund, ist er denn taub?  
Ist er denn närrisch, mit Verlaub?“

Nein, alles Mütteln ist vergebens;  
Der Freund ist todt, kein Zweifel mehr.  
Das harte Schicksal dieses Lebens  
Rührt meine Krähenseele sehr.

Denn wahrlich, meine Krähenpflicht  
Gebietet mir ihn zu bestatten.

Allein umsonst, befürcht' ich sehr,  
Wird es der Maulwurf auch nicht thuen.  
Und doch — ihn lassen? Nimmermehr!  
Ich könnte keine Nacht mehr ruhen.

Das Beste, was ich thuen kann,  
Bleibt also doch, ihn zu verzehren:



Gewiß, er schnappte zu viel Fliegen  
Und ward das Opfer seiner Gier.  
Allein ich kann den Braven hier  
Doch lassen nicht am Wege liegen.  
Er ist doch ein zu fetter Bissen —  
Und Mancher macht sich kein Gewissen.

Ich sag's dem Maulwurf, der dort dicht  
Am Feldsteig wohnt im Brombeerschatten;

Vollkommen sicher ist er dann,  
Und höher könnt' ich ihn nicht ehren.

Sei's denn! Aus Mitleid und Erbarmen  
Verspeiß' ich tiefgerührt den Armen.  
Allein verschweigen will ich nicht:  
Thu' ich es auch aus Brüderpflicht,  
Und nur zu seinem Besten füglich —  
Der Edle schmeckt mir ganz vorzüglich.“

## Wie die Märchen in die Welt gekommen sind.

Ein Märchen von August Frenzel.

Mit Original-Zeichnungen von Paul Thumann.



Am Neckar stand in alter Zeit eine Burg, die war eines Gaugrafen Haupt- und Stammhaus. Sie hatte feste Mauern, hohe Thürme, Zugbrücken und Fallgitter, wie das zu alter Zeit war, aber auch duftende Blumengärten in den Wallgräben, und Ephen umrankte die Thürme, die zierlichen Erker und Söller, von denen man weit über die Berge und in das Thal hineinsehen konnte, in dem jetzt die gute, alte Stadt Heidelberg liegt.

Damals befand sich ein armseliges Dorf an jener Stelle; darin wohnten Fischer und Scharrwerksleute, die zu der Burg gehörten. Auch die arme Ursula lebte hier, des Burgjägers Muhme, dieser selbst aber wohnte in der Burg, wie das sein Amt verlangte.

Die Leute im Dorf und auch die Ursula hatten die Aecker des Burgherrn zu bestellen, seine Kühe und Gänse zu hüten und die Wallgärten zu jäten. Was ihnen dann noch an Zeit übrig blieb, das durften sie zum Bau des Stückchen Landes verwenden, welches der Gaugraf ihnen zur Lebensnahrung und Nothdurft belassen hatte.

Auf diese Weise brachten sie sich ehrlich und spärlich durch, und lebten ein kümmerliches Leben voll Mühe und Arbeit, in welchem ein Tag dem anderen glich. Trotz solchen armseligen Lebens war die alte Ursula aber doch eine Frau, die Manches in der Welt erfahren hatte und in vielen Dingen selbst klüger als der Burgschreiber war, wiewohl der schreiben und lesen konnte. —

Ursula's Geheißtheit merkte ihr jedoch Niemand an, weil sie nicht groß damit that und mit ihren Gedanken jederzeit gern allein war. So saß sie denn eines Abends auch still und beschaulich vor ihrem Häuschen im Dorf. Es war gegen die Frühlingszeit, die Luft wehte lau und milde, der Schnee war schon geschmolzen. Als sie da saß, kam Hubert, der Burgjäger, auf der Straße mitten durch die Pfützen daher. Sein häßliches Gesicht, sein rother Zauselbart und sein ganzes Wesen zeigten auf den ersten Blick, daß er ein wilder Geselle sei, händelsüchtig und spottlustig. Die Muhme mochte ihn deshalb auch nicht besonders leiden, aber einen „Guten Abend“ bot sie ihm doch, auch Platz zum Ausruhen. Den nahm er an. Auf den großen

Steinen im Boden trat er sich mit wuchtigem Stampfen den Lehm von seinen Stiefeln, lehnte den Jagdspieß gegen die Wand und setzte sich, während die Dogge, die er bei sich hatte, auf der Thürschwelle sich hin-streckte und den dicken Kopf schläfrig zwischen die Vorderpfoten legte.

Hubert hatte ein neues Lederkoller an, das stand ihm gut. Es war mit Seide gesteppt, ringsum mit prächtigem Wolfsfell besetzt und von feiner Arbeit.

„Schau,“ sagte die Alte, „was du für ein köstlich Koller trägst!“ und befühlte es mit den Händen.

„Das hat mein gnädigster Graf mir von Worms bringen lassen und es kostet — rathet einmal! an die zehn Goldgulden!“ setzte er wichtig hinzu und sah die Alte gar stolz an. „Im Winter, als die gnädigste Gräfin krank war, hatte der gelehrte Bader von Worms ihr eine Suppe ordinirt von silberweißen Waldtauben — versteht mich recht! —“

„Ich weiß,“ sagte die Muhme vor sich hin schauend, und er fuhr fort:

„Zwei Tage strich ich vergeblich durch den Wald; dann lachte mir das Glück: ich fand und schoß deren zwei, so rar sie sind! Die Frau genas ganz, wie der Bader gesagt hatte, und das Koller ist mein Lohn! Bringen Glück und Günst, die weißen Tauben.“

„Oder Unheil,“ sagte die Alte, „je nachdem.“

„Unheil? — Oh!“ lachte der Jäger.

„Sahst du je eine solche Taube bauen, brüten, oder Futter suchen?“ fragte die Alte.

„Nein,“ entgegnete der Jäger, und die Alte fragte weiter:

„Jedoch das lichte Glänzen sahst du, das sie umgiebt?“

„Ja,“ — sagte der Jäger; „was ist damit?“

„O, Hubert, dieses Glänzen,“ erwiderte sie, „ist Himmelslicht!“

„Thorheit!“ rief der Jäger lachend und püßte ein keckes Spottlied leise vor sich hin.

„Ja,“ sagte die Alte. „Hubert höre mich an.“ Der Jäger blieb still und die Alte fuhr fort: „Im Walde, drüben auf den Bergen ist die „Engelswiese“). Um die Frühlingszeit kommen, in den

\*) Noch heute ist die Wiese unter diesem Namen bekannt.

ersten lauen Vollmondnächten, von silberweißen Tauben gezogen, auf goldenen Schalen, die Engel und Engeln vom Himmel herab und lassen sich auf die Wiese nieder, um an des Frühlings Wiederkehr auf der Erde sich zu erfreuen, gleich uns Menschenkindern. In Scharen kommen die Englein, große und kleine, sie führen im Mondlicht lustige Reigen, spielen und winden Kränze von den ersten Frühlingsblumen, von Maiglöckchen und duftenden Veilchen, ganz so, als wäre die Erde ihr heimischer Aufenthalt.“

„Wäre dem so, und kämen die Engel und Engeln wirklich,“ sagte der Jäger lächelnd, „ich ginge hin und finge mir eins!“

„Das kostete dich dein Leben!“ sagte fast erschrocken die Alte. „Schon eines ihrer Himmeltaubchen zu fangen bringt Gefahr. Während nämlich die Engeln beim Spielen sind, löst sich wohl einmal das eine oder andere ihrer Täubchen aus dem Gespann los, fliegt in den Wald, findet sich zu rechter Zeit, wenn die Engel wieder zum Himmel steigen, nicht wieder zurück und bleibt dann auf der Erde. Wer eine dieser Himmeltauben tödtet oder auch nur fängt, wehe dem, der büßt es; es müßte denn zu gutem Zwecke gewesen sein.“

„Ich thu's, zum Spaß! — bah! Es sind Tauben, wie andere Wildtauben,“ warf der Jäger leicht hin. „Ich würde mich nicht einmal besinnen, mir solch ein Engeln einzufangen. Doch Euer ganzes Geschwätz ist Larifari; ich glaube kein Wort davon!“

„Es kostet dein Leben,“ mahnte die Alte noch einmal, „wenn du es wagst.“ Doch der Jäger stand lachend auf, nahm seinen Jagdspieß, pfiß dem Hunde und ging, ohne sich weiter umzusehen, dem Neckar zu. —

Dort sprang er in einen Kahn und ruderte nach dem andern Ufer, um in den Wald zu gehn. Es war Abend geworden. Hell leuchtete der Mond; die langen Baumschatten vom Lande fielen schräg über das Wasser; in der Stille, die sich ringsum breitete, dachte er an das, was die Muhme gesagt hatte. Heute war ja grade die erste Vollmondnacht im Frühlinge, da mußten die Engeln ja die Wiese besuchen, wenn an der ganzen Mähr überhaupt etwas Wahres war.

Es war des Jägers Absicht gewesen noch einen Hirsch oder ein Reh zu erlegen; aber daran dachte er jetzt nicht mehr, als er an das andere Ufer kam, sondern stieg langsam die waldigen Bergpfade empor, bis er mit einem Mal an der Engelswiese stand.

Die jungen Grashälmmchen glitzerten im Mondlicht, als wären sie mit tausend und aber tausend

Diamanten überstreut; das war der frische Thau — sonst war weit und breit nichts zu sehen. Alles war still, unbeweglich und schweigsam, wie der Wald zur Nachtzeit ist.

Er wartete eine lange Weile, aber wie auch die Zeit verstrich, es wollte sich nichts Wunderbares zeigen, und so schritt er endlich heim, in seinen Gedanken sich ergötzend über die Thorheit der alten, schwaghastigen Frau.

Aber seine Gedanken fanden keine Ruhe. Den ganzen folgenden Tag mußte er unablässig an die Engelswiese denken, und als der Abend kam, trieb es ihn wieder hinauf. Es war um dieselbe Zeit, wie am Tage zuvor, dieselbe geheimnißvolle Stille war dort oben, und der Mond ganz so klar und unverhüllt wie gestern. Als er ihn aber betrachtete, sah er, daß es doch noch nicht Vollmond sei; es fehlte noch ein kleines, kleines Schnittchen daran. Bis zum nächsten Abende jedoch mußte der Mond voll werden und die Muhme hatte gesagt: in den ersten lauen Vollmondnächten, dann kommen sie. Dann kommen sie! — Er wollte sehen, ob sie Recht habe.

So begab er sich wieder auf den Heimweg, aber auf seiner Lagerstatt und während des andern Tages war er ruhelos wie nie, weil er die Zeit nicht erwarten konnte, bis wieder die Nacht kam.

Und als sie kam, ging Hubert abermals nach der Engelswiese. — Seinen Hund ließ er daheim, damit ihn nichts störe. Lautlos wanderte er durch den stillen Wald, durch das thaufeuchte, dürre Buchlaub, und kam endlich oben bei der Wiese an. O, was sahen seine Augen! Im Glanz des Mondlichts tummelten sich wirklich zahllose Engel und Engeln auf der Wiese umher; wie leuchteten die größeren so von edler Schöne, daß selbst sein verödetes Herz es tief empfand! Sanft wallende Gewänder umhüllten ihre schlanken Glieder und dort saßen sie in anmuthigen Gruppen, sangen ein süßes Lied, ein Lied von der Frühlingszeit auf Erden. Die kleinen Engeln aber, die von entzückender Anmuth waren, haßten einander, suchten Blumen im Grase, Maiglöckchen und Veilchen und flochten Kränze, und andere tanzten fröhliche Reigen. Ihre lustigen Taubengespanne hatten sie an Büschen und Bäumen befestigt. Es war wirklich Alles so, wie die Muhme gesagt hatte. Ueber allen ruhte seliges Selbstvergeffen, keines der Engeln ahnte, daß ein Mensch in ihrer Nähe sei, der sie belausche.

Der Jäger hielt sich ganz still hinter einem Baumstamme verborgen, um die holde Schaar nicht

zu verschrecken, ganz hingenommen vom Beschauen. Nach einer Weile aber kam der böse Gedanke wieder über ihn: „Wenn du dir eines fangen könntest, eins von den holden Kleinen!“ Aber die Engel und Engelnchen waren ihm noch zu fern, und wäre er aus dem Gesträuch hervorgesprungen, so wären sie gewiß alle zum Himmel aufgeflogen, ehe er sich dessen nur hätte versehen können.

So stand er und sann, wie er sein Vorhaben trotzdem ausführen könne. Plötzlich aber kam ein gar liebliches, splitternacktes Engelnchen, — es hatte erst ganz kleine Flügelnchen, — in seine Nähe. Auf den Armen trug es zahllose Weilchen, die es sich am Waldbrand gepflückt hatte, und setzte sich um auch ein Kränzchen zu winden, — ach zu seinem Unglück gerade ganz nah vor dem Jäger auf einen kleinen Baumstumpf, so nahe, daß er es, von den andern unbemerkt, mit der Hand erreichen konnte.

Das that der Böse auch mit einem schnellen Griff und ehe noch das Engelnchen recht wußte, was mit ihm geschah, hatte er es bei den Flügeln festgepackt. Das Engelnchen stieß einen hellen Schmerzensschrei aus und bat mit seinem lieben, feinen Stimmchen flehentlich:

„Ach laß mich doch los, laß mich doch los!“ — aber der Unhold kümmerte sich darum nicht, steckte es in seine Jagdtasche und gab ihm gar einen Klapps auf die Händchen, als es diese noch einmal hervorstreckte. Dann schnallte der rohe Bursche die Tasche zu und schritt ohne sich umzusehen pfeifend durch den Wald, die Berge hinunter.

Der Mond verfinsterte sich plötzlich. Die Engel hatten den Hilfeschrei ihres kleinen Gespielen doch vernommen und stoben in ängstlicher Verwirrung schein und weinend durch einander. Sie lösten ihre Taubengepanne von den Büschen und Bäumen und waren bald in der Luft und den Wolken wieder spurlos verschwunden. —

Als der Jäger in der Burg seine Kammer betrat, zündete er einen Kienspan an, trieb seinen Hund hinaus, weil der das Engelnchen hätte erschrecken

können, und holte das arme Ding aus der Jagdtasche hervor.

Du lieber Gott, wie sah es aus!

Seine hellen Augen waren mit Thränen gefüllt, seine lichten Härchen ganz verstrawelt und die zarten Federn seiner Flügel so zerzaust, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Den Jäger rührte es aber nicht. Wie man ein Hühnchen an seinen Flügeln emporhebt, nahm der Unhold das Engelnchen, suchte eine Scheere und schnitt ein Stück von dem rechten Flügelnchen geradeweg ab, damit es nicht mehr fliegen könne; dann öffnete er eine alte verzierte Lade und sperrte das Engelnchen da hinein.

Jetzt bestieg er ruhig sein Lager und träumte von dem prächtigen Wams, das er zu erlangen hoffte, wenn er andern Tages der gnädigen Frau Gräfin den Fang überbringen würde.

Schon früh am nächsten Morgen, so zeitig es Zucht und Sitte ihm verstattete, ließ er sich bei der edlen Frau melden. Sie nahm ihn an und fragte, was er Neues bringe, und da er nun berichtete, daß er ein wirkliches und wahrhaftiges Engelnchen gefangen und in der Kammer oben in seiner Kleiderlade verwahrt habe, wollte sie ihm

natürlich das nicht glauben. Aber als er ging und es holte, und sie nun selbst das zarte, süße Himmelswesen mit eigenen Augen sah, pochte ihr das Herz laut vor Freuden. Sie war außer sich vor lauter Wonne und Entzücken über das süße Englein und rief glücklich: „Ich behalt's, ich behalt's!“ Denn sie hatte ja kein Kindchen, und ihr hoher Gemahl, der Gaugraf, der mußte bald zu Felde ziehen und bald im Rathe des Kaisers sitzen, und dann war sie immer allein und hatte nur ihre Dienstleute in der weiten, großen Burg. Bücher gab es dazumal noch nicht, daß sie hätte lesen können, und Nähen und Spinnen gefiel ihr, wiewohl sie eine fleißige und betriebame Frau war, nicht immer. Sie sehnte sich nach etwas, woran sie ihr ganzes Herz hängen konnte — und da brachte ihr der Jäger nun das Engelnchen!



Scheu flatterte das arme Ding fort, als sie sich niederbeugte, um es aufzunehmen, doch nur wenige Schritte weit, dann fiel es immer wieder zu Boden, weil sein gestuhtes Flügeln es nicht weiter tragen konnte; das that der Gräfin sehr Leid, und innerlich war sie dem Jäger recht böse, daß er das holde Geschöpf so grausam behandelt hatte.

„Komm,“ sagte sie freundlich zum Engelchen, „komm doch!“ und nahm es sanft und liebevoll auf ihren Arm, hüllte es ein wenig in ihr Gewand, und hatte es jetzt ganz nahe vor sich, das kleine, süße, ängstliche Wesen.

„O Waidmann,“ rief sie, da sie es so recht betrachtete, „wo hast du das liebe Geschöpf her?“ und sah ihn ernst an mit ihren schönen, klugen Augen.

„In der Frühlingszeit —“ begann der Jäger, dann aber senkte er den Blick zu Boden, weil er sich schämte zu bekennen, wie er das Engelchen mitten aus der Schaar der fröhlichen Gespielen fortgerafft und so schmählich behandelt hatte. Schnell änderte er seine Rede: „Ihr fragt, woher ich das Dingelchen hab', vielehle Frau? Ei nun: im Walde fand ich's, unter einem sprießenden Haselstrauch versteckt; wie es dorthin gekommen, das weiß ich nicht zu sagen.“

„Wie seltsam!“ dachte die Gräfin und sann ein wenig nach, — vielleicht darüber, ob das wohl wahr sei, was er gesagt hatte. Doch sie war viel zu froh, um noch weiter zu forschen, entließ den Jäger, versprach ihm reichen Lohn und trug, glücklich wie sie war, das süße Engelchen in ihr Frauengemach, wo sie zu spinnen und vom Fenster aus weit in das sonnige, wonnige Land hinauszusehen pfliegte. Das war ein freundlicher Raum.

„Hier hat es Licht und Luft,“ sagte sie, und machte dem Engelchen ein weiches Bettlein, glättete seine Härchen und strich ihm zart und behutsam an den Flügeln die Federchen zurecht. Dann legte sie es zur Ruhe, deckte es zu und that mit ihm ganz so, wie man mit einem lieben kleinen Kinde thut. Das Engelchen ließ sich das alles still gefallen; es

merkte gleich die gütige Hand und schlief, nach der angstvollen Nacht, auch bald auf seiner Lagerstatt sanft ein.

Bei dem Gesinde der Burg, den Knechten und Mägden, war natürlich des Namens und Erstauens kein Ende über den ganz unerhörten Fang, den der Jäger gethan hatte. Auch im Laufe der Zeit, wo immer sie das Engelchen gewahr wurden, wunderten sie sich dessen von neuem und hatten eine seltsame, heilige Scheu vor dem kleinen stillen Wesen. Fragten sie den Jäger: „Wo hast du es her?“ so zuckte er die Achseln oder fuhr sie barsch an: „Laßt mich in Ruhe!“

Seiner Ruhme aber hatte er tiefstes Schweigen geboten. —

Das Engelchen gewöhnte sich bald an die neue Umgebung; es wurde zutraulich, fing sogar an zu schwätzen, erst leise, dann sorgloser und lustig wie ein Kanarienspäzchen; — nur Kleider mochte es durchaus nicht an sich leiden. Legte die Frau Gräfin ihm ein Röckchen oder nur ein Hemdchen an, — ehe sie sich dessen versah, hatte es das immer wieder abgestreift.

Es täppelte in dem alterthümlichen Gemach umher, saß bald auf dem Eichentisch, bald auf den Truhen, die an den Wänden entlang standen, oder

auf dem Fensterbrett, und hier besonders gerne, wenn die Frau Gräfin spannen oder an ihrem Linnengeräth zu schaffen hatte und der Sonnenschein warm und dicht durch die Fenster brach. Ueber den Knien hielt es dann seine Händchen gefaltet und schwächte fremdartig vor sich hin, doch so lieb und traut, daß man nicht ablassen konnte ihm zuzuhören. Es waren Geschichten, wie sie auf der Erde vorgehen und das Engelchen sie von den Wolken aus wohl gesehen haben mochte, — aber gar eigne seltsame, wie schöne Märchen. Ja Märchen waren es. Die Frau Gräfin hörte dergleichen zum ersten Male, denn auf der Erde kannte man noch keine Märchen, wußte man noch nicht einmal, was ein Märchen sei. Ihrem feinen, sinnigen Gemüth gefielen aber diese wunderlieblichen Erzählungen des Engleins



folglich und sie bewahrte alles, was sie hörte, in ihrem Herzen. —

Abends, wenn die Burgknechte unter den breiten, schattigen Rußbäumen saßen und ihr Nachtmahl verzehrten, wenn die Mägde ausruhten von des Tages Last auf der Steinbank am Portale und ein Lied anstimmten, und über den Staffelgiebeln der Mond aufstieg, dann drängte das Engelnchen immer nach dem Fenster, dann saß es dort und schaute hinauf in die lichte, sternengeschmückte Halle des Himmels und eine tiefe Schwermuth lag auf seinem süßen Gesichte. Sicher wäre es zu solcher Stunde, so lieb es seine sanfte Hüterin auch hatte, davongeflogen, wären die Fenster offen und seine Flügelchen schon wieder stark genug gewesen. Mitunter nahm es dann einen Ton auf von dem Liede, das die Mädchen im Hofe unten sangen, und in seinem leisen Singen wurde er zu einem eigenen, wunderbaren, fremdartigen Liede, das klang viel schöner als der Sang der Nachtigall, so schön, daß es die Stille der Nacht umher mit himmlischem Wohlklang erfüllte.

In solchen Stunden saß die Gräfin ganz still im Gemach, horchend, mit halbgeschlossenen Augen, und auch im Hof das Gefinde lauschte lautlos wie in der Kirche, und alle dachten, daß es noch nie im Frühling so schön und wonnevoll im Neckarthal gewesen sei.

Als nun die warme Sommerzeit kam, in der die hohen Bogenfenster sonst weit geöffnet standen, da waren dem Engelnchen die Flügel bereits ein wenig wieder gewachsen. Die Gräfin öffnete der Vorsicht wegen nur die oberen Flügel, denn das Engelnchen konnte schon bis auf den Sims hinauf flattern, der in halber Höhe des Gemachs über dem Getäfel hinkief, und nicht lange, da vermochte es schon, in schnellem Husch, oft schnell wie der Gedanke, den surrenden Fliegen durch das Zimmer nach zu schweben, wenn sie sich nicht zu hoch über den Boden erhoben. Die Frau Gräfin hatte große Freude an des Engelnchens Fliegekünsten, doch fürchtete sie nun immer, der kleine holde Wildfang möge ihr einmal davonsfliegen. Der Jäger hatte auch schon öfters zu ihr gesagt: „Man muß ihm wieder den Flügel verschneiden, gnädigste Frau, sonst fliegt er einmal davon.“

Aber das hätte sie nun und nimmermehr geduldet. Vor dem Jäger zitterte das Engelnchen ohnedies; sah es ihn nur vom Fenster aus unten über den Burghof gehen, so hielt es sich mit beiden Händchen gleich die Augen zu.

„Ich helfe mir milder und besser,“ dachte sie, und eines Tages, als ein Landkrämer die Landstraße daherkam und auch im Burghofe vorsprach um seinen Kram feilzubieten, kaufte sie ein langes, schön gewirktes seidnes Band. Dessen eines Ende legte sie dem Engelnchen, leicht geknüpft, damit es nicht schmerze, um die Flügel und das andere Ende band sie, wenn sie im Zimmer zu schaffen hatte, an die hohe Lehne ihres schön geschnitzten Stuhles, und an ihren Gürtel, wenn sie im Burggarten lustwandelte. So konnte sie nun auch das Fenster unbesorgt gänzlich öffnen oder im Freien sich ergehen, und doch das Engelnchen immer bei sich haben und seinem süßen Schwatzen zuhören. — —

Nun hat der liebe Gott in seinem weiten, weiten Himmelsraum zwar viele Tausende solcher Engelnchen, aber er mag dennoch keines missen, und deshalb war er bedacht darauf, auch jenes verlorene, da unten auf der Erde, wieder zu sich zurückzurufen. Da aber die Gräfin eine gute und treffliche Frau war, so sollte ihr damit kein Leid geschehen, und der liebe Gott weiß die Wege zu finden, auf denen er mild und unvermerkt das zum Ziele führt, was er befehlet.

Aus der Schaar der Engel trat auf seinen Wink von den schönsten und herrlichsten einer vor seinen Thron und Gott der Herr sprach sanfte Worte, welche der Engel wohl verstand, denn über sein Antlitz ging ein Strahl der Freude. Seine langen, leuchtenden Flügel spannten sich, er schwebte hinab der Erde zu und verschwand in dem rosigem Wolkenmeer. — Wohin ging sein Weg? — Wer kann das sagen! — —

Auf der Erde unten ist es Nacht; schweigend liegt die wehrhafte Burg am Neckar; in den Gemächern und Kammern, in den Ställen und Wällen schläft alles, nur auf der Warte wacht der Wächter und hält Ausschau über das Land. Mit einmal sieht er in der Ferne des Himmels einen seltsamen Glanz, der näher und näher kommt und blendend wird, so blendend, daß er die Augen davor schließen muß. Er sieht nun nichts mehr, doch ihn dünkt, vom Himmel schwebt ein Engel herab, in seinen Armen liege ein schlummerndes Kind und glanzumflossen sei die ganze Burg. Und weiter dann: es springe in der großen Halle, wie durch Zauberkrast, ein Fenster auf und, das Kindlein in den Armen, schwebt der Engel hinein in den großen, weißgetünchten, waffengeschmückten Raum, kehre zurück ohne das Kind und verschwinde dann wieder in der Ferne des Himmels.

Als der Wächter seine Augen wieder aufthut, ist alles dunkel um ihn her, und er weiß nicht zu sagen: hat ein Traum ihn geneckt, oder war das Wirklichkeit, was er sah. Im Sinnen darüber schlief er ein und schlief bis in den hellen Morgen.

Da nun die Sonne aufging, schritt die Schaffnerin, die erste, welche sich erhoben hatte, aus ihrer Kammer durch die Gänge und Hallen der Burg. Es war noch still in allen Räumen, nur von außen schallte der Gesang der Vögel.

In der großen Halle fand sie zu ihrer Verwunderung das Fenster offen, das sie am Abend zuvor selbst, sie wußte das ganz bestimmt, geschlossen hatte, und ängstlich schaut sie sich um und denkt an Diebsgesellen. Da wendet sich ihr Blick der Thüre zu, die nach der Kammer ihrer Herrin führt, und hastet dort vor Stauern regungslos. Denn an der Schwelle auf dem

Estrich schlummert in einem Körblein von Zweigen geflochten, auf Blüten und Grün gebettet, ein prächtiges Bübchen. Mit verhaltenem Athem tritt sie heran und beugt sich nieder um es nahe zu betrachten; da öffnet es die Augen und lacht sie an. Sie nimmt es auf, und ohne Besinnen, hastig tritt sie zu ihrer Gebieterin ein und legt es strahlenden Blicks ihr auf's Bett, wo sie es beide nun voll Entzücken betrachten. Sie nehmen es aus dem Laubwerk und den Zweigen mit zarter Sorgfalt. Zu gerne möchte sie wissen, woher das Kindlein und wem es gehöre; — endlich entdeckt die Gräfin im Laubwerk versteckt ein Blättlein, auf dem in goldener Schrift die Worte stehen:

„Bieledele Frau am Neckarstrand,  
Dies Kindlein hat dir Gott gesandt.“

„O wie köstlich,“ ruft sie aus, „o welch ein Tag! Mein also ist das Kind!“ — und ihre Freude war kaum zu beschreiben.

Auch das Engelnchen war wach geworden, kam dazu und betrachtete sich das kleine Wesen neugierig.

Später ließ man auch das Burggesinde ein, um das liebliche Wunder ebenfalls anzustauen. Der Thurmwart, der natürlich auch dabei war, erzählte nun, was sich in der Nacht begeben hatte. Man bestürmte ihn mit tausend Fragen und von allen Seiten um nähere Auskunft, und bald hielt er sich für die wichtigste Person in dieser ganzen Angelegenheit. —

Von nun ab änderte sich Manches in der Burg, auch auf das Engelnchen wurde nicht mehr so Acht gegeben wie früher; aber lieb hatte es die Frau Gräfin noch immer, und als ihr Kindchen größer wurde, durfte das Engelnchen zu ihm in die Wiege und mit ihm spielen, und beide waren gute Freunde; aber angebunden war das Engelnchen noch immer.

Nun begab es sich eines Tages, daß die Gräfin ihr Linnengeräth rechte, das von der Bleiche gekommen war. Das Fenster

des Gemaches stand offen und die helle Sonne schien gar freundlich hinein. Der Himmel war so klar, so rein und verlockend, daß man hätte in die Luft steigen mögen, wie die Lerche über dem grünen Felde.

Durch das geöffnete Fenster konnte man weit über die grünschattigen, im Dufte ruhenden Berge sehen. Das Engelnchen saß auf dem Fensterbrett und schaute sinnend hinaus und zupfte träumerisch an dem Seidenband, mit dem es an der Banktruhe angebunden war. Das Geräth handhabend, koste die Frau Gräfin mit ihrem Büblein, das in der Wiege lag und von Zeit zu Zeit den Versuch wagte, zum ersten Male sich aufzurichten. — Und mit einem Mal stand es wirklich und beugte sich über die Wiege hinaus und jetzt, ja jetzt stürzte es gewiß — und in demselben Augenblick hatte sich auch die Schleife gelöst, welche das Engelnchen an der Banktruhe festhielt, und die Frau Gräfin sah beides, das fallende Knäblein und das nun befreite Engelnchen. Sie hätte wohl das Seidenband noch



fassen und halten können, aber sie sprang der Wiege zu und fing ihr süßes Kindlein gerade noch auf, ehe es zu Boden fiel.

Das Engelchen aber war hinaus geflogen und schwebte schon hoch und immer höher zum blauen, blauen Himmel auf. Im Burghof stand der Jäger, der sah, wie es davonslog; er ergriff seinen Spieß und schleuderte ihn hastig dem kleinen Flüchtling nach. Der aber war schon zu fern, als daß der Spieß ihn noch arg hätte treffen können; er rißte ihm nur das eine Füßchen, wendete sich dann, fiel zurück und — denkt! — traf den Jäger mitten in sein böses Herz. Da war er todt. Als seine Ruhme das hörte, rief sie aus: „Ich habe es ihm gesagt!“

Dem Englein aber, als es den Wolken nahe war, kamen alle seine kleinen Kameraden entgegen geflogen und führten es zum lieben Gott. Der legte seine Hand auf das wunde Füßchen, da war das gleich wieder heil, und nun konnte das Engelchen wieder mit seinen heitren Gespielen fröhlich zusammen sein.

Auf der Erde unten im Burggemach, stand die

Frau Gräfin, hielt ihr Kind in den Armen und küßte es vor Freude, daß ihm kein Leid geschehen war, und sagte: „Ich behalte ja noch einen Engel, mag das andre liebe Engelchen doch zu seinen Gespielen fliegen. Es hat sich gewiß längst nach ihnen geseht.“ Aber eine Thräne weinte sie dem holden Wesen doch nach, das ihr so schöne, glückliche Stunden bereitet.

Und das Kind wuchs, und da es verständig war, erzählte ihm die Burg-Gräfin alle Märchen, die ihr das Engelchen einst erzählt hatte. Und als das Kind herangewachsen und ein Mann geworden war, erzählte der sie wieder seinen Kindern, und diese, als auch sie groß geworden waren, wieder ihren Kindern, und so verbreiteten sich die Märchen in der Welt weiter und weiter und sind auch zu euch gekommen, alle, alle die lieben holden Märchengeschichten.

Durch das Engelchen?

Ja, durch das Engelchen!

## Des Sängers Wanderlied. Von G. Chr. Dieffenbach.

Bignette von Ludwig Richter.

Wer schauen und erfahren will,  
Wie schön und weit die Welt,  
Der muß den Stab ergreifen,  
Durch Städ' und Länder streifen,  
Durch Wald und grünes Feld.

O sel'ge Lust, zu wandern  
Im goldnen Himmelschein!  
Das Wandern, das Wandern,  
Das soll gepriesen sein!

Wer alles Leid vergessen will  
Und allen Sorgenstaub,  
Der muß dem Haus entfliehen  
Und frisch die Welt durchziehen  
Beim ersten Frühlingslaub.



O sel'ge Lust zu wandern  
Im goldnen Himmelschein!  
Das Wandern, das Wandern,  
Das soll gepriesen sein!

Und wer so recht erfahren will  
Der Heimath süßes Glück,  
Der geh' in fremde Lande, —  
Bald ziehen tausend Bände  
Zur Heimath ihn zurück!

O sel'ge Lust, zu wandern  
Im goldnen Himmelschein!  
Das Wandern, das Wandern  
Das soll gepriesen sein!

## Bei Roßbach.

(5. Nov. 1757.)

Von **Gisbert Finken**.



Da zieht's in dichten Schwärmen, von  
Erfurt zieht's heran,  
Das Reichsheer sammt den Franzosen, stark  
sechzigtausend Mann;  
Doch schwerbekümmert reitet der Feldherr Prinz Soubise,  
Er sagt sich: „Wenn ich nur nicht das Häuslein Preußen  
entwischen ließ!“

Dann quält ihn neuer Zweifel: „Mit meiner Waffenmacht  
Den König ecrasir' ich: — bringt Ehre solche Schlacht?“  
Nur Eins erwog er nimmer, bei aller Sorgenlast,  
Den Spruch: „Verkauf' das Fell nicht des Bären — bis  
du den Bären hast!“

Und jezo von der Avantgard' bringt Meldung ein Gens-  
darm:

„Wir haben den Feind im Lager, still Alles, kein Alarm.  
Die ganze Wachtparade zählt zwanzigtausend vielleicht.“  
„Ach,“ (denkt der Prinz) „sie verzweifeln! Fast haben sie  
mir das Herz erweicht!“ — — —

Derweil wird bei den Preußen nach Ordre abgekocht,  
Da ist kein Mann von allen, dem schneller das Herz pocht;  
Sie kennen ja ihren Friße, Husar und Grenadier:  
„Der weiß, wenn's an der Zeit ist; dann wie der Teufel  
kommen wir!“

Der König sitzt im Zelte heiter beim Mittagmahl,  
Um ihn, schier verwundert, Obrist und General.  
Da klingt's wie Siegstrompeten von fern — ein heller  
Blick  
Begleitet das Wort des Königs: „Der Feind macht uns  
die Tafelmusik.“

Er schiebt zurück den Sessel: „Messieurs, nun wird es  
Zeit.  
An seinen Platz ein Jeder — Soubise ist nicht mehr  
weit!

Prinz Heinrich, General Seydlitz, Obrist Moller, habt  
Acht:

Die Ordre kennt Ihr — vorwärts! A revoir, Messieurs,  
nach gewonnener Schlacht!“ —

Dem Wort folgt That: exakt wird die Ordre schon voll-  
führt,

Tausend Hände sind rührig, die Zelte zusammengeschnürt,  
Seydlitz mit den Husaren marschirt links rückwärts ab  
Hinter dem Janushügel herum, die Schwadronen im  
flotten Trab.

Er selber an der Spitze bläst ruhig den Tabacksdampf  
Aus kurzem Pfeifenstummel. Da dröhnt kein Pferdege-  
stampf

Vom weichen Wiesengrunde, die Trompeter halten sich  
still —

Auf den Seydlitz nur blickt Jeder: der wird's schon  
wissen, was er will! — —

Jenseits zieht des Feindes gesammte Kavall'rie  
In drei gestreckten Kolonnen. Voll Uebermuth sind die:  
Der König ist umgangen durch ihre Kunst und List  
(Vermeinen sie), so bleibt ihm zu Flucht und Tod nur  
kurze Frist!

Da kracht vom Janushügel das Eisen in ihre Reihn  
Aus achtzehn groben Stücken, wie Schlossen bei Sonnen-  
schein.

Und als der Obrist Moller so munter kanonirt,  
Schwenkt ein der Seydlitz drüben — in Front schon steht  
er aufmarschirt.

Und jezt mit blißendem Auge vor die Linie sprengt der  
Gen'ral,

Richtet sich in den Bügeln: ein scharf Trompetensignal!  
Er schleudert fort die Peise, den Pallasch reißt er her-  
aus —

„Drauf Seydlitz!“ donnert der Schlachtruf weithin über  
Hügel und Feld hinaus!

Die flinken leichten Husaren, den Säbel hoch in der Faust,  
In wilder Sturm-Attaque sie kommen dahergebraust  
Auf die schweren Gensdarmen: gemäht wird Alles, zer-  
sprengt;

Wer lebt und sitzt im Sattel, der spornet zur Flucht, den  
Zügel verhängt.

Prinz Heinrich ist zur Stelle, der König folgt auf dem  
Fuß,

Sie packen des Fußvolks Flanke mit wildem Hurrah-  
Gruß;

Das sucht noch Stand zu halten, wirr in Anäuel gedrängt,  
Da — wiederum kommt der Seydlitz mit seinen Schwa-  
dronen dahergesprengt.

Und „Laufen!“ heißt die Parole, Herr Prinz Soubise  
voraus:

Gen Erfurt geht's nun rückwärts, gestreckt der Koffe  
Lauf!

Wer aber sein Pferd nicht findet, gibt fußlings Fersengeld:  
Mit schweren Reiterstiefeln ist übersäet so Weg als Feld.

Die Läufer danken ihr Leben der finstern Winternacht —  
Zwei Stunden nach dem Essen währte die ganze Schlacht!  
Also verlief's bei Roßbach. Dort wetterte wie der Bliß  
In Franzosen und Reichsheer die Wachtparade des alten  
Friß.

## Das Familienleben unserer Singvögel.

Von

Gebrüder **Adolf** und **Karl Müller.**

Mit Original-Zeichnungen von **Fedor Kliner.**



Wie alles in der Natur allmählich sich entwickelt und in gewissen Zeitabschnitten erst zum Abschluß und zur Vollendung gedeiht, so ist's auch mit dem Familienleben unserer Singvögel. Es folgt Eins auf das Andere, und der Beobachter muß Geduld haben, wie jedes einzelne Pärchen der Vögelchen sie haben muß, um zum Ziele zu gelangen. Vor eueren Blicken sollen die naturgetreuen Bilder der Paarung, des Eierlegens, des Brütens, der Wartung, Pflege und Erziehung der Jungen, sowie endlich des fortgesetzten Familienlebens gewisser Familien und Arten sich nun entfalten.

Wenn ihr im März die zusammengeschaarten Finken, Hänflinge und Ammern oder auch die Schwärme der Staare und die Züge der Ackerlerchen täglich im Auge behaltet, so werdet ihr wahrnehmen, wie an milden, sonnigen Tagen die Paare sich von einander absondern. Der Staar sucht sich mit seiner erwählten Lebensgefährtin ein Astloch im Walde oder einen Nistkasten am Hause aus, der Edelfinke folgt seinem Weibchen, welches die Obstbäume des Gartens nach einer passenden Astgabel durchsucht zur Anlegung des Kunstbaues; das Kohlmeisenmännchen sitzt auf einem Weidenzweig am Bachufer und ruft das Paarungswort „Spitz die Schaar“ in die Welt hinaus, während sein Weibchen in der Nähe weilt und es bestätigt, daß bereits das Band der Ehe geknüpft ist. Die Männchen aber, welche überzählig sind und kein Weibchen gefunden haben, kämpfen oft zornsprühend mit ihres gleichen. Die Edelfinkenhäne steigen gegeneinander in die Luft und prallen mit Schnabel und Brust hart aneinander an, daß es laut klappt und kleine Federchen davonfliegen. Die Lerchenmännchen jagen sich gegenseitig und gerathen in Streit, wobei die Hölle sich hoch hebt und ausbreitet. Im Staarenkasten kommt es zu heftigem Kampfe zwischen dem Staarenmännchen und dem Eindringling, der am Fuß von jenem

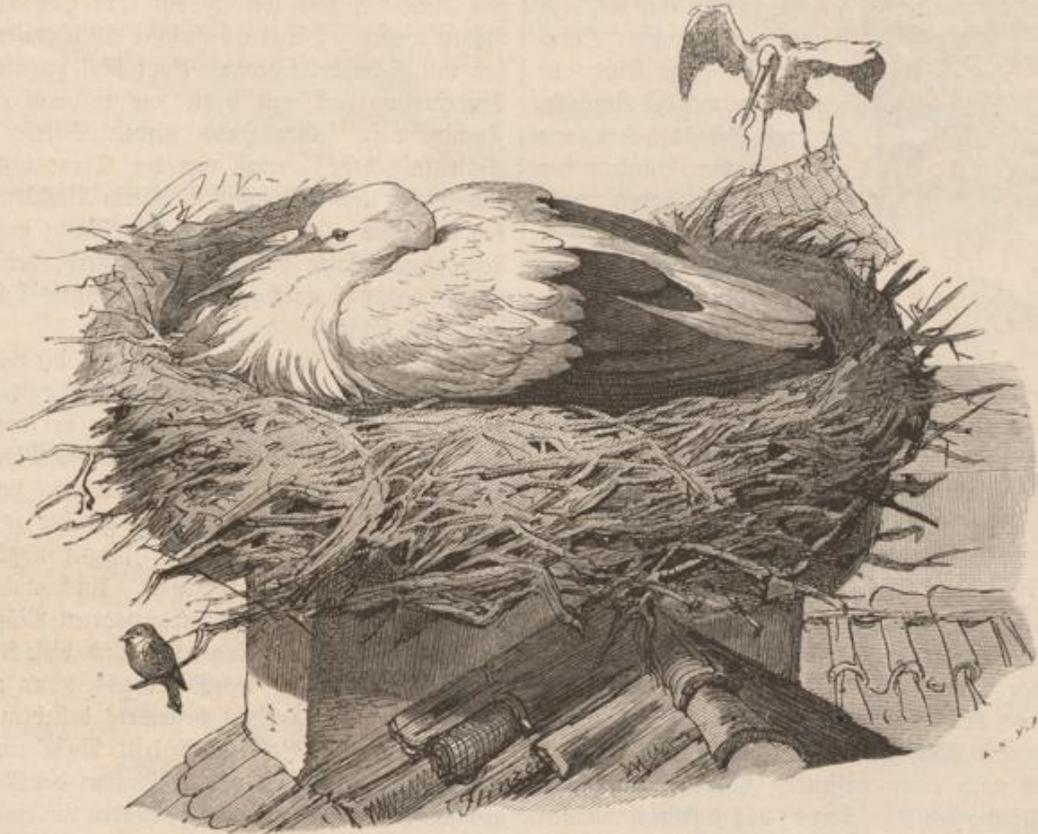
festgehalten, eine Zeit lang schreiend zappelt, ehe er losgelassen, sich auf Nimmerwiedersehen in die Lüfte erhebt. Ein Blaumeisenmännchen vertheidigt gegen ein anderes, welches den Haus-Frieden stören will, das Weibchen und wirbelt mit dem Gepackten zu Boden nieder. Der Gartenbesitzer eilt hinzu, nimmt den mit Schnabelhieben am Kopf übel zugerichteten Eindringling auf und sieht, wie er nach einigen Zuckungen in seiner Hand stirbt. Solche ernste Ausritte geben Zeugniß von der Treue und Anhänglichkeit der Männchen in ihrem Verhältniß zu den Weibchen, aber auch von dem Muth und dem siegreichen Erfolge desjenigen Kämpfers, der durch das Bewußtsein eines gewissen Besitzrechtes sich kühn und stark fühlt.

Die meisten derjenigen Singvögel, die während des Winters in wärmeren Ländern sich aufgehalten haben, kommen aber bereits gepaart in ihre Heimath zu uns zurück. Meistens zieht das Männchen dem Weibchen um einige Tage voraus, zuweilen kommen aber auch die Paare zu gleicher Zeit an. Dies ist der Fall, wenn zur Zugzeit ungünstige Witterung die Rückkehr verzögert. Auch unter den gepaarten und überzähligen ungepaarten Männchen dieser Vögel kommen Kämpfe vor, und diese Kämpfe dehnen sich sogar auf die Paare aus, wenn es sich um Besitzergreifung eines besonders beliebten Nistplatzes handelt. Bald aber tritt Ruhe ein, der Friede wird geschlossen und es beginnt der Nestbau, welchen wir unseren jungen Freunden in einer besonderen Darstellung schildern werden. Dieser nimmt die zweite Periode des Familienlebens der Vögel ein. Die dritte Periode umfaßt das Eierlegen.

Wir gedenken lebhaft der Zeit, in der wir als liebende Freunde der Vögel mit Spannung des Tages harreten, wo wir im fertigen Neste das erste Ei erblicken konnten. Vom Fenster aus konnten wir gerade hinein schauen in das auf schwankem Zweige erbaute Stieglitznest. Noch am Abend vorher war es leer, doch das Weibchen setzte sich hinein und übernachtete darin. Aber siehe, am andern Morgen hatte sich das Paar frühe schon zu den Nahrungsplätzen begeben, und in der Nestmulde lag ein niedliches Ei, welches auf bläulichweißem Grunde am stumpfen Ende bleichroth und dunkelroth ge-

punktet war. Nun hatten wir das Glück, täglich ein neues Ei hinzugelegt zu sehen, bis die Zahl sechs erreicht war. Mit diesem ersten Erlebniß war der Grund gelegt zu weiteren Beobachtungen in Feld und Wald. Wir lernten die ähnlich gefärbten Eier des Bluthänflings und Grünlings, die braun und schwärzlich punktirten des Edelfinken, die blaugrünen mit schwarzbraunen Punkten im Singdrosselneste, die blaßgrünen mit röthlichen Flecken im Amselneste kennen. Aber wir begehrten auch hinter die Geheimnisse zu gelangen, die in den Mauer-

zeit das eine und andere Ei wegnehmen, ohne daß sie das Nest verlassen, aber diese Ausbeutung vertragen andere wieder nicht, und die Brut wird durch solche Eingriffe zerstört. Weit schöner nehmen sich die Eier im Neste selbst, als unter dem Glaskasten in Reihe und Glied aus. Der Anblick derselben in der frischen, freien Natur prägt sich viel tiefer in das Gedächtniß ein, als die gekünstelte Musterdarstellung in der Stube. Niemals aber erniedriget euch zur leichtfertigen Zerstörung irgend eines Vogeleies. In ihm schlummert das Leben



löchern und den Baumhöhlen verborgen waren, und da zog uns das weißstirnige, rostrothbrüstige, buntgefärbte Baum-Rothschwänzchen ganz besonders an, wenn wir gegen Abend im Gartenhäuschen saßen und sein weiches „Mit did“ noch häufig wiederholen hörten und seine schönen Bäcklinge wahrnahmen. Ein staunendes „Ach“ stieß unser Mund aus, als wir die blaugrünen Eier im Neste entdeckt hatten. — Ernstlich warnen wir euch, liebe Leser, vor jedem störenden Eingriffe in das Heiligthum der lieben Sänger. Der Vogel verträgt diese Störungen nicht oder nur in geringem Maße. Das Eier sammeln ist deßhalb entschieden zu verurtheilen. Wohl lassen sich manche unserer Singvögel während der Lege-

eines liebenswürdigen Geschöpfes, liegt der Keim, aus welchem sich die Gestalt mit den bewunderten Werkzeugen zur Erhaltung und mit dem entzückenden Farbenschmuck entwickelt. — Damit euch nun ein Ueberblick gegeben sei über die herrschende Zahl der Eier im Neste des Vogels oder das „Gelege“, sowie über Farbe und Gestalt im Allgemeinen, so merket euch Folgendes.

Die am meisten vertretene Zahl der Eier eines Nestes bewegt sich zwischen vier und sechs, ihre Grenze wird jedoch weit überstiegen bei Meisen und unserm Zaunkönig, die nicht selten 12 bis 14 Eier legen. Sehr abändernd erscheint Form und Farbe. Gleichwohl läßt sich die Gestalt immer auf die

elliptische, d. h. nichts anderes als die Eier-Form zurückführen. Die Längkreisform nähert sich hier mehr der Kugel-, dort mehr der gestreckten Kegelform; bald erscheint das stumpfe Ende sehr dick, während das spitze sich auffallend verjüngt, bald ist der Unterschied zwischen beiden mehr verschwindend.

Die Brütezeit der Singvögel dauert im Durchschnitt 13 bis 14 Tage. In der ersten Zeit hat sich die Brutwärme des Vogels noch nicht so sehr entwickelt wie später. Anfänglich gestattet es auch das der ununterbrochenen Wärme weniger bedürftige Gelege, daß der Vogel sich zum „Ausspannen“ oder zur Aufnahme von Futter und Wasser kurze Zeit vom Neste entferne. In der Nähe des Nestes flattert er von einem Zweige zum andern hin und zurück in hastiger Eile, streckt ein Beinchen nach dem andern mit dem Flügel aus und gähnt. Dann kehrt er zu den Eiern zurück und setzt sich behutsam nieder, damit keines derselben verletzt werde. Auch wendet er das Gelege von Zeit zu Zeit und hebt sich empor, um Luftzutritt zu bewirken. Eben so verändert er seinen Sitz, jekt den Kopf, und einige Stunden nachher den Schwanz derselben Richtung zuwendend. Immer fester fesselt ihn die Hingebung an die zeitigenden Eier, und wenn man ihn vom Neste jagt, so sieht man deutlich, wie ungern er aufsteht. Nengstlich blickt das Auge, stark pocht das Herz. Ein Kampf entsteht zwischen dem mächtigen Trieb, der ihn an das Brütegeschäft fesselt, und der Furcht, die ihn an seine Sicherheit mahnt. Rasch kehrt er zurück, sobald die störende Erscheinung sich entfernt hat. An sehr heißen Tagen lüftet er den Körper häufiger, seltner an kühlen und nassen Tagen. Bei Regen breitet er die Flügel aus, damit das Wasser über den Nestrand von ihm ablaufen kann. Männchen und Weibchen bei vielen Familien unterstützen sich gegenseitig im Brüten, z. B. bei Grasmücken und Drosseln. Morgens und während der Nachtzeit sitzt das Weibchen über den Eiern, Nachmittags gegen drei Uhr bis gegen Abend wird es vom Männchen abgelöst. Der brütende Vogel wird von dem Ehegatten treu und regelmäßig mit Futter versorgt. Die Insektenfresser bringen das Futter, meistens glatte Raupen der Bäume und Sträucher, im Schnabel in öfterer Wiederkehr herbei, während die Samenfresser, welche das Futter erst im Kropf ansammeln, jedesmal nach längeren Zwischenräumen von einer bis anderthalb Stunde die Fütterung wiederholen. Wie entzückend schön sieht es aus, wenn das Stieglitzmännchen sein Weibchen füttert! Die karminrothen Köpfe mit den schwarzen Binden und weißen Wangen glänzen nebst

den goldgelben Federn auf den Flügeln wahrhaft aufleuchtend. Das fütternde Männchen biegt den Kopf zur Seite, verbindet seinen geöffneten Schnabel mit dem der Ehehälft und holt das Futter aus seinem Kröpfchen hervor. Von den Stieglitzen brütet das Weibchen nur allein. Dasselbe ist bei den Hänflingen und Zinken der Fall. Auch das Männchen der Kohlmeise überläßt seinem Weibchen die Arbeit des Bauens und Brütens ganz, wenn gleich alle Naturgeschichten der Vögel, selbst die besten, das Gegentheil lehren. So nähert sich unter größerem oder geringerem Beistande des Männchens die Zeit, wo die nackten, blinden Vögelchen aus den Eiern schlüpfen. Die zuerst ausgekrochenen sind die stärksten und größten, eines oder zwei sind und bleiben die schwächtesten als die zuletzt entschlüpften.

Das ist nun ein bedeutungsvoller Abschnitt im Familienleben der Vögel. Durch welches Zeichen — wir wissen es nicht — sicherlich aber auf irgend eine Weise benachrichtigt, erscheint das Männchen beim Neste und wird von der beglückten Gattin in das stille Geheimniß eingeweiht. Da sieh her! — so lautet die unverkennbare Geberdensprache. Und



der Vater versteht das Mienenpiel und guckt überrascht und dann zärtlich immer in's Nest hinein, und beide fesselt von nun an eine tiefe Anhänglichkeit an die hilflosen Söhnchen und Töchterchen. O und wie bedürfen die zarten Kleinen mit den schlaffen Körperteilen und den weichen Schnäbeln der sorgsamsten Pflege und schonendsten Behandlung! Wie rücksichtsvoll setzt die Mutter ihre Füße zwischen die Kinder und wie geschäftig bemüht ist sie, mit dem Schnabel ihnen eine bequeme Lage zu bereiten! Sind sie Insektenfresser, so werden die zartesten und weichsten Insekten und Insektenlarven ausgesucht zur ersten Nahrung; sind sie Samenfresser, so fliegen die Eltern nach den Stellen, wo leicht verdaulicher Samen zu finden ist, der im Kropfe

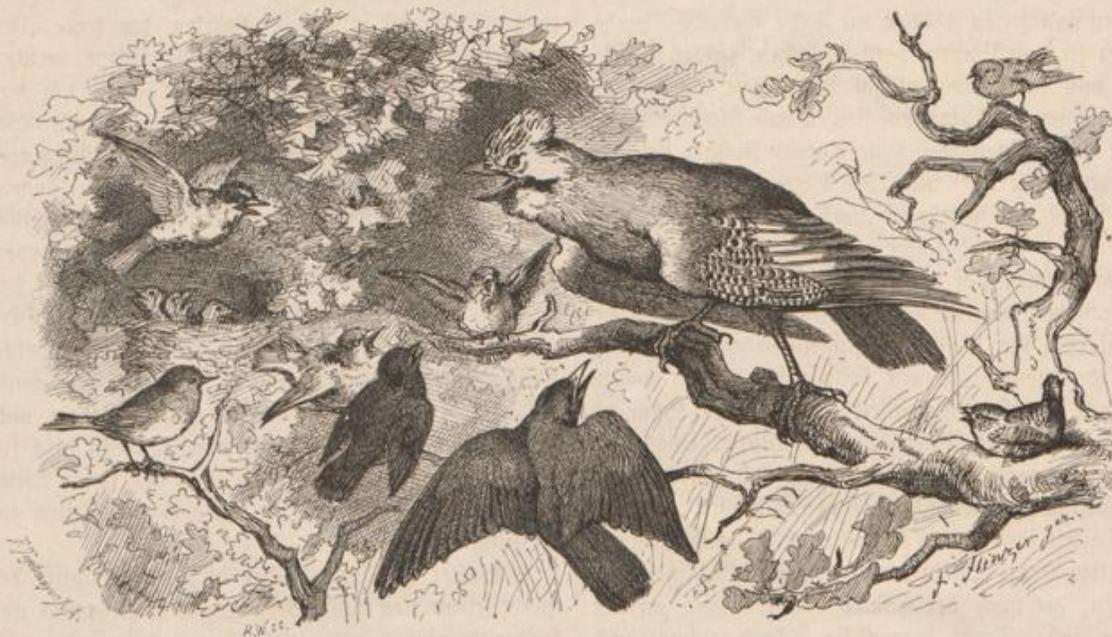
mit Speichel vermischt und erweicht wird. Das Ernährungsbedürfniß treibt die Jungen zum Sperren, d. h. zum Oeffnen der Schnäbel an, und wie losgelassene Federn schnellen die Häse der verlangenden in die Höhe in zitternder Bewegung. Es offenbart sich in dieser Erscheinung die frühzeitige Ausbildung der Nacken- und Halsmuskeln. Nach einigen Tagen kommen die Flaumfederchen zum Vorschein und insbesondere die feinen Mausfederchen auf dem Kopfe. Zwischen Kopf und Nacken, Flügel und Rücken, sowie am Unterleib bleiben die Stellen am längsten nackt. Die Insektenfresser wachsen schneller als die Samenfresser. Wie aber die Witterung auf die etwas frühere oder spätere Zeitigung der Eier Einfluß übt, so hängt von ihrer Gunst auch zum Theil die Förderung des Wachstums ab. In nasskalten Tagen haben die alten Vögel oft schwere Arbeit, um die nöthigen Insekten zur Befriedigung der gierigverlangenden Jungen herbeizuschaffen. Von dem Regen und den schweren Tropfen der Zweige selbst durchnäßt, und bemüht, die Kleinen vor Nässe zu behüten, begeben sie sich an Plätze, die sie sonst ungern oder nicht besuchen, um Nahrung zu erlangen. Aber nicht bloß für den Unterhalt sorgen die Ernährer und für das Warmhalten und Schützen und Schirmen vor Nässe und Sonnenbrand, sondern auch für Ordnung und Reinlichkeit im Haushalte. In der ersten Zeit entfernen die Alten den Unrath der Kleinen aus freistehenden Nestern in dem Schnabel, später sorgen die größergewordenen selbst dafür. Bei den Höhlenbrütern aber wird jedesmal nach der Fütterung der Abgang der Jungen aus der Höhle fortgetragen. Die Alten lassen ihn fern vom Neste im Fluge aus dem Schnabel zur Erde niederfallen. Keins der Kinder wird in der dunklen Höhle vernachlässigt. Genau weiß der Vater oder die Mutter, welches der Kinder vorher versorgt ist, wenn sie auch unterdessen die Plätze gewechselt haben. Die heißgierigen älteren Geschwister drängen sich am Ausgang der Höhle vor, allein die Alten schieben sie bei Seite und schlüpfen zu den in der Tiefe sitzenden jüngeren. Merkwürdig, daß die Jungen der Höhlenbrüter laut zirpend das Futter empfangen, während die der Freibauenden sich stille verhalten oder nur leise ihr Verlangen ausdrücken. Sehet hier wiederum eine Fürsorge der Natur. Die lauten Kundgebungen würden in den freistehenden Nestern die Inzassen gar bald den mannigfachen Feinden verrathen, während die engen Baum- und Mauerlöcher Nagen und sonstigen Raubthieren nicht zugänglich sind. Mit besonderer Besorgniß bewachen darum auch Finken und Hänflinge, Grasmücken und

Drosseln wie Amseln ihre Nestlinge und warnen sie mit wohlverstandenen Tönen bei drohender Gefahr oder Annäherung verdächtiger Erscheinungen. Die Stieglitze und Bluthänflinge warnen mit tiefem Pfiff, die Amseln mit „Bick“ und einer Lärmstrophe, die Grasmücken mit rasch wiederholtem Gähnen oder Schmaßen, die Rothkehlchen mit feinem, langgezogenem „Sich“, die Staare mit hartem „Däck“, und das Baumrothschwänzchen, welches für seine Jungen unter den Höhlenbrütern wohl am besorgtesten ist, läßt dem „Mit“ vielmal und schnell hintereinander das „Dick“ folgen.

Ein sofortiges Niederducken in's Nestinnere ist die Folge der Warnung. Aber nicht genug. Ihr würdet fragen, wenn ihr vor der hinzuschleichenden Kaze die alten Schwarzplättchen oder Klappergrasmücken plötzlich sich vom Neste niederwerfen, mit schlagenden Flügeln davonhinken und sich lahm und elend stellen sähet: was bewegt die Thierchen, solches Possenspiel zu treiben? Sind sie bejessen oder von Krämpfen befallen? Blickt nur hin und beobachtet weiter, dann wird von selbst das Räthsel sich vor euren Augen lösen. Die Kaze, wohl auch mancher Knabe, der den jungen Vögelchen nachstellen möchte, wird durch die lahm scheinenden alten Vögel angezogen. Jeden Augenblick glaubt der Verfolger die in kurzem Abstand von ihm dahin purzelnden und flatternden Thierchen erhaschen zu können. Nach und nach aber erheben sie sich und kehren auf einem Umweg zum Neste zurück. Nun habt ihr's begriffen, daß die Verstellungskunst eine Naturgabe ist, welche von der heißen Elternliebe angewendet wird, um den Feind von den Kindern abzulenken. Doch wir sagen abermals: noch nicht genug. Horch! in den schattigen Jasminbüschen hören wir einen Vogel allerlei bekannte Töne unserer lieben Sängers ausstoßen. Sie haben alle eine etwas heißere Begleitung. Da bemerken wir den schönen Eichelheher, Herrnvogel nach dem Volksmunde betitelt, weil er die hell- und dunkelblau gefärbte Binde auf den Flügeln trägt und so stolz und bunt gekleidet ist. Lüftern schaut er in das Grasmückennest hinein, in welchem halbflügge Vögelchen sitzen. Eben will er mit dem Schnabel nach ihnen ausholen — da werfen sich ihm die gähenden Eltern der Bedrohten mit weit geöffneten Schnäbeln drohend und sogar mit den Flügeln ihn schlagend entgegen. Der Heher weicht einen Schritt zurück. Es kommen auf das Geschrei der klagenden Alten Vogelneighbarn verschiedener Art zum Unglückschauplatz herbeigeslogen. Die Schwarzköpfe sträuben ihre Kopffedern in mißbilligendem Unwillen und stoßen den tiefen Unglücks-

ton „Döh“ aus; das Rothkehlchen nimmt beim Anblick des Räubers eine bildsäulenähnliche Stellung an und wiederholt in kleinen Zwischenräumen sein langgezogenes „Sich“; der Zaunkönig streckt das Schwänzchen fast bis zur senkrechten Richtung zum Rücken hinauf und drückt seine Empörung in „Zerr zerr“ aus; die Schwarzamsel wettert mit der Schreck- und Zankstrophe; kurzum, es erhebt sich ein wahrer Sturm gegen den frechen Raubmörder, und siehe, es wird ihm unheimlich, ihm scheint der Verrath zu offenkundig, und zu seiner eignen Sicherheit, nicht etwa im Gewissen gerührt, zieht er sich zurück. Das ist die Lehre von dem aufopfernden Muth der Elternliebe im Familienleben unserer anmuthigen Säger; das ist auch die bewunderns-

Futter zutragen lassen, obgleich sie schon ziemlich lange Schwänze haben. Das Spazepaar enthält ihnen das im Schnabel gehaltene Futter vor und fliegt zögernd und mit langgezogenem Lockton von der Niststätte weg. Dieß wiederholen sie so lange, bis die hungernden ihnen in die freie, bewegte Welt folgen. Oder welche Mittel wenden die alten Zaunkönige an, um die widerspenstigen flüggen Nestlinge aus dem Neste zu führen? Anfänglich versuchen sie es gütlich, geben gleichsam gute Worte und Winke; helfen diese aber nicht, so zerrren sie die ungezogenen Söhne oder Töchter aus dem Neste heraus. Halbflügge Vögelchen hüpfen manchmal auch aus dem Neste und kehren wieder in dasselbe zurück. In einem Badehäuschen sahen wir junge



würdige Kunde von dem gemeinsamen Verständniß der Schreck- und Hülfserufe der verwandten Vögel.

Sind nun die Jungen flügge geworden, dann sehen wir die älteren derselben auf dem Nestrande und den darangrenzenden Zweigen täglich die Flügel schwingen, daß es schwirrt und sie zuweilen aus dem Gleichgewichte gerathen. Das sind die ersten Flugübungen. Eines Tags sind die flügge dem Neste entfliegen, das jüngste aber bleibt noch einige Zeit sitzen, bis auch ihm Muth gemacht wird von den lockend vom Neste fliegenden Alten. Wie benehmen sich aber die Eltern, wenn die Kleinen trotz ihrer Flugfähigkeit nicht aus dem Neste oder der Höhle heraus wollen? Sieh einmal im Sommer auf die alten Sperlinge Acht, wenn ihre Jungen vom Rande des Lochs sich die Welt besehen und

Rothschwänzchen auf dem Bret, worauf das Nest stand, aus- und einspazieren. Die ausgeflogenen Schwälbchen kehren noch eine Zeit lang allabendlich zum Neste zurück. Wenn ihr Abends unter dem Neste lauscht, so hört ihr noch in späten Stunden das Gezirp der Jungen und Alten, die einander in der engen Behausung drängen. Eines Morgens findet ihr vielleicht das Nest gesprengt und am Boden zerbröckelt. Gar manches Grasmückchen oder Stieglischen muß dann zu früh das Nest verlassen und nun im Gras oder Laub auf dem Boden sitzen. Vielleicht hat es ein rüttelnder Sturm herausgeschleudert, vielleicht hat auch die menschliche Hand störend die Veranlassung gegeben. Tritt nun starker Regen ein, besonders Platzregen, so sind in der Regel die ausgeflogenen verloren. In rührenden Weh-

klagen giebt sich die Angst und Besorgniß der Eltern kund, wenn das eine und andere der noch unbehilflichen Kinder an einen so gefährlichen Platz versezt worden ist. Dem futterverlangenden Lockton folgend, hat das Ehepaar gar bald das Plätzchen aufgefunden, wo das gefährdete Kleinod ihrer Liebe weilt. Seiner bedrohten Lage vollkommen bewußt, sind die Pfleger doppelt wachsam und unermülich.

Ist unter der beschriebenen Mühewaltung und den vielfältigen Gefahren die Brut doch glücklich erhalten und zum Flug in's Freie und Weite gefördert worden, so stellt sich uns ein anderes anziehendes Bild des Familienlebens dar. Die um Pfingsten gewöhnlich in großen Schaaren vereinigten jungen und alten Staare einer Gegend durchziehen mit lautem Geschrei die Bäume und lassen sich auf Wiesen und freien Plätzen im Felde nieder. Abends kehren sie zum Uebernachten in dichtbelaubten Wäldchen und im Weidengebüsch der Flüsse ein. Hunderte mögen durcheinander fliegen und schreien, jedes kennt und weiß immer seine eigenen Jungen herauszufinden. Ist dieß nicht der Bewunderung werth? Wie scharf und untrüglich muß das Erkennungsvermögen der Vögel unter einander sein! Und nun lauscht einmal auf die heftig ausgestoßenen Töne der jungen Stieglitze oder Bluthänflinge und sehet, wie sie sich um die Eltern flügelschlagend und sperrend drängen. Die mit Bitten bestürzten wissen sich vor der Zudringlichkeit ihrer Kinder kaum zu helfen. Will der Vater oder die Mutter einem der rüstigen Jungen das Futter geben, sieh, da drängen die Geschwister neidisch und gierig dasselbe hinweg und halten ihre eignen Schnäbel hin. Endlich setzen die Alten ihren Willen durch und berücksichtigen diejenigen, die nach der gerechten Einrichtung an der Reihe sind. Dann fliegen sie lockend davon, und

hintendrein folgen ihnen die nach und nach zur Selbständigkeit gelangenden Jungen. Geht das Paar mit neuen Brütgedanken um, so werden die bis dahin geführten verlassen und auf sich selbst angewiesen. Die Insektenfresser führen größtentheils ihre Jungen viel kürzere Zeit als die samenfressenden Finken und Hänflinge. Im Allgemeinen haben wir die Beobachtung gemacht, daß die Vögel, welche sich im Herbst zu Gesellschaften verbindet, am längsten ihre Jungen führen. Sie geben ihnen damit eine Anleitung zu dem späteren Vereinsleben. Außer den Finken und Hänflingen beweisen uns dieses die Meisen und Staare. Wie ganz anders benehmen sich aber unsere Nachtigallen. Zu Ende des Monats Juni werden die jungen Nachtigallen flügge. Plötzlich erscheint aber schon in der Mitte des Juli eine junge Nachtigall in unseren Gärten, wo keine alten genistet haben. Wo kommt das Vögeltchen, welches zwar ausgewachsen erscheint, aber doch noch das gelbbüchtige, dunkelbepunktete Kleid trägt, her? Wer weiß, wie viele Stunden Weges ihr zurückzulegen hättet, um zu seiner Geburtsstätte zu gelangen! Dort aber ist es von den der Elternliebe eines Tags ledig gewordenen Alten weggebissen worden. In der Nacht hat sich der kleine Wanderer auf den Weg in die Ferne begeben und ist in unseren Hecken und Büschen eingekehrt. So finden wir überall Mannigfaltigkeit in der Natur. Sie hat ihre unänderlichen Grundgesetze und ordnenden Regeln, aber sie ist nicht einseitig und eintönig, sondern läßt für ihre Kinder weiten Spielraum, daß der bunte Wechsel und der Reichthum der Eigenthümlichkeiten zur Geltung komme.

Wollet ihr später über diese Geheimnisse des Herbstlebens von uns nicht weniger Anziehendes und Liebenswürdiges, als heute, hören? Wir sind bereit!

### Sprüche von Friedrich Güll.



Wenn nach des Winters Flucht die  
Regentropfen,  
Die Ahornknospen dir an's Fenster  
klopfen,  
Thu auf die Thür', zum Willkomm  
tritt heraus;  
Der Lenz will Einzug halten in dein Haus!

Die Nessel brennt nur den, der schüchtern bloß sie streift,  
Den aber nicht, der sie mit derber Hand ergreift.

Blumen und Kräuter mancherlei  
Habt ihr hier zu Strauß und Kranz.  
Windet und bindet und denkt dabei:  
Alle nur machen ihn schön und ganz.

Ein fruchtbar Feld gibt mehr, als es vorher bekommen,  
Wie ein dankbares Herz mehr beut, als es genommen.

Wer den Wegweiser nicht will an der Straße fragen,  
Der mag für seinen Gang den Irrweg nur einschlagen.

## Benjamin Franklin.

Ein Lebensbild von **Werner Sahn.**

Mit Original-Zeichnungen von **Eugen Klimsch.**

### Was „Franklin“ bedeutet.

Das englische Wort franklin bedeutet ursprünglich „Freisasse“. Man bezeichnete in früheren Zeiten damit gewerbetreibende Leute, die sich eines gewissen Grundbesitzes erfreuten, groß genug, um — den alten Einrichtungen gemäß — mit dem Edelmann des Ortes und mit nicht-adeligen Angehörigen zusammen zur Jury (zum Gerichtshof) herangezogen zu werden. Als im Mittelalter die Sitte aufkam, daß alle Glieder einer Familie einen forterbenden Namen empfangen, wurde diese Rangbezeichnung an verschiedenen Orten von Einem und dem Andern als Zuname gewählt.

Die Familie der Franklin's, aus welcher der Held unsrer Erzählung stammt, ist Jahrhunderte lang (vom 14. bis 18. Jahrhundert nachweislich) im englischen Dorfe Ecton in Northamptonshire ansässig gewesen. Das Gewerbe, das mit dem Freigut verbunden war, war das eines Grobschmieds. Immer der älteste Sohn trat in den Besitz der Wirthschaft und in das Recht dieses Gewerbes. Die jüngeren Söhne wandten sich, nach Belieben, gewöhnlich zu einem andern Gewerbe und suchten in Ortschaften nah oder fern ihr Unterkommen.

Der letzte von den Vorfahren unsres Helden, welcher Grobschmied war und im Besitz jenes Freiguts stand, war Thomas Franklin, der Großvater. Er erreichte, ein viel geehrter Mann, — ein wahrer „Freisasse“ im Herzen Aller, die ihn kannten, — das Alter von 104 Jahren und starb 1702.

Unsres Helden Vater, Josias Franklin, war der jüngste Sohn dieses Grobschmieds. Er hatte das Färbergewerbe gelernt und in der englischen Stadt Bumbury in Oxfordshire eine kurze Zeit betrieben, und war dann, theils um der Religion willen (er fühlte sich als Reformirter unter den damaligen Verhältnissen Englands nicht frei), theils um des besseren Erwerbs willen, den er erhoffte, nach Neu-England gegangen, d. i. nach dem Lande, das heute als selbständiger Staat mit dem Namen der „nord-amerikanischen Freistaaten“ bezeichnet wird, damals aber englische Kolonie war. In der Stadt Boston hatte er sich 1682 niedergelassen und, da es mit der Färberei nicht glückte, als Seifensieder und Lichtzieher länger als ein halbes Jahrhundert daselbst

gelebt. Im Alter von 89 Jahren starb Josias Franklin. Wie sein Vater, war auch er ein echter „Freisasse“ im Herzen Aller, die ihn kannten, gewesen.

Das Leben des Enkels jenes Thomas und des Sohnes dieses Josias Franklin führt uns den Sinn jenes Wortes noch in höherer und schönerer Steigerung vor. Benjamin Franklin fand eine Stätte im Herzen nicht nur der Wenigen, mit denen er an einem größeren oder kleineren Orte zusammenlebte, — nein, er schrieb seinen Namen in die Herzen aller gebildeten Völker der Mitwelt ein; er schrieb ihn so ein, daß sie ihn bewunderten und begeistert auf ihn sahen. Und nicht nur, daß er für sich davon Nutzen gewonnen hätte, — nein, Millionen von Mitmenschen, allen seinen Landsleuten, gab er unter den Völkern und Staaten der Erde Freisässigkeit. Den Kolonisten Englands half er freies Bürgerthum erwerben.

Thomas Franklin, der Großvater, war (wie wir wissen) Grobschmied gewesen; Josias, der Vater, hatte als Färber, dann als Seifensieder und Lichtzieher sein Leben geführt; Benjamin hatte die Lehrzeit eines Buchdruckers durchgemacht und lange Zeit dieses Gewerbe betrieben.

Herrliche, goldne Gewerbe! ihr Erzieher der menschlichen Würde und Kraft! ihr Führer zu Treue, Fleiß und klugem Sinn! aus euch ist auch dieser Mann erwachsen, der in allen Völkern Allen Vorbild sein sollte. Verfolgen wir die wunderbaren Schickungen eines Lebens, das im Dunkel bescheidener, ja gedrückter und armseliger Verhältnisse anhub und — ohne künstlichen Sprung und ohne Gewalt — zu den Lichthöhen untadelhaften Glückes und ungefährdeter Macht emporstieg, die Schickungen eines Lebens, das immer weiter reichendes Gedeihen auf die drei Pfeiler „Treue, Fleiß und Klugheit“ gründete.

### Von siebzehn Kindern das vorletzte.

Benjamin war, das vorletzte von siebzehn Kindern, am 17. Januar 1706 in Boston geboren.

Sein Vater hatte bei seiner Geburt eine Art Gelübde gethan. Weil das Kind in der Reihenfolge der Söhne der zehnte war, im „Zehnten“ aber den alten Einrichtungen der Kirche nach die Abgabe an die Geistlichkeit bestand, so hatte er sich vorgenom-

men, den Knaben für den Dienst der Kirche zu erziehen. Benjamin wurde, dieser Idee gemäß, als er acht Jahre alt geworden war, auf die lateinische Schule gegeben, damit er für das Studium der Theologie vorbereitet würde.

Es erwies sich schon im Laufe eines Jahres, daß der Plan zu kostspielig sei. Und, aus der lateinischen Schule herausgenommen, mußte Benjamin den Schritt in eine gewöhnliche Schreib- und Rechenschule hinabthun. Es war nicht viel, was er hier lernte; denn schon im folgenden Jahre nahm ihn sein Vater in's Haus, in der Absicht, daß er in seinem Gewerbe ihm zur Hand ginge. Und Benjamin schnitt nun unter der Aufsicht seines Vaters Dochte, füllte die Gußformen der Lichte, bediente den Laden und besorgte Geschäftsgänge.

„Das ist nicht mein Leben!“ sprach der Knabe bei sich, „ein andres Gewerbe muß es sein. Am liebsten werde ich Seemann.“ So stand es bei ihm fest, als er zehn und elf Jahre alt war. Wenn ihm irgend freie Zeit gegeben war, begab er sich auf's Wasser. Er wußte das Segel zu stellen, das Steuer zu leiten, das Schiff durch die Wellen zu führen.

Sein Vater hatte nicht den Wunsch, diese Neigung stärker werden zu sehen. Er ließ es sich vielmehr angelegen sein, seinen Sohn mit andern Gewerben bekannt zu machen. Er ging mit ihm in die Werkstätten der Tischler, Böttcher, Kupferschmiede, oder verweilte, wenn er spazieren gehend dahin gelangte, auf Bauplätzen und ließ den Knaben die Verrichtungen der Zimmerer und Maurer beobachten. Aber es stellte sich keine Neigung bei diesem ein. Wiewohl Benjamin nach Knaben-Art gern Alles versuchte, gleichviel ob mit dem Hobel, der Kelle oder der Axt, so wollte er doch nicht sein ganzes Leben danach bestimmen.

Was bei der Wahl des Gewerbes den Ausschlag gab, war eine andre Neigung, die im zwölften Jahre kräftiger durchbrach, die, mit Büchern zu verkehren. Und kaum, daß der Knabe sich für den Gedanken, das Buchdruckergerwebe zu lernen, zugänglich gezeigt hatte, da beeilte sich der Vater, ihn fest daran zu knüpfen.

Es geschah nicht ohne Widerstreben. Er wäre noch immer lieber Seemann geworden. Zwölf Jahr alt, mußte er einen Lehrbrief strengster Art unterzeichnen. Bis zu seinem 21. Jahre sollte er in die Lehre gehen, und zwar sieben Jahre ohne Lohn, im achten um den gewöhnlichen Lohn eines Arbeiters. Sein ältester Bruder James — er war etwa zwanzig Jahre älter als Benjamin — wurde ihm als Meister gegeben.

#### Benjamin's Vater.

Benjamin hat aus den wenigen Jahren, die er als Kind im väterlichen Hause zubrachte, den lebhaftesten und einen sehr beglückenden Eindruck von der Art seines Vaters empfangen. Wie sollte er auch nicht? Josias Franklin war ein Mann vieler Begabungen, er zeigte solche für das Zeichnen, für Musik und allerlei gewerbliche Handtierungen. Die Bedürfnisse der schnell heranwachsenden Familie hielten ihn in den Grenzen seines Gewerbes. Aber sein innerer Sinn war damit nicht ausgefüllt.

Eine Feiertagsstunde bereitete er der Familie, wenn er des Abends die Violine zur Hand nahm und zu einfach begleitenden Tönen einen Psalm oder ein weltliches Lied sang.

Mit wohl unterrichteten Männern verkehrte er gern. Besonders liebte er, zu Mittag einen oder zwei Gäste bei sich zu sehen, Männer, die sich's gefallen ließen, ohne Aufwand aufgenommen zu werden. Er lenkte die Unterhaltung von den alltäglichen Verhältnissen ab und sprach eingehend von Dingen, welche Kenntnisse geben, Verstand schärfen und Urtheil bilden. Daß bei Tische von der Mahlzeit, der Zubereitung der Gerichte, von dem was gut und was besser schmecke, gesprochen würde, duldete er nie.

Sein Sinn war besonders stark auf die Angelegenheiten des Gemeinlebens gerichtet. Seine Lage gestattete ihm nicht, sich an den öffentlichen Angelegenheiten regelmäßig zu betheiligen. Aber häufig kamen Männer aus den Behörden der Stadt oder der Kirche zu ihm und erbaten seine Meinung in schwierigen Fragen. Nah- und Fernstehende besprachen ihre Privatangelegenheiten mit ihm, streitende Parteien wählten ihn zum Schiedsrichter.

Benjamin bewahrte bis an seinen Tod eine herzliche Freude der Erinnerung an seinen Vater. Er war schon als Knabe stolz darauf, daß sein Vater sich von denen mancher seiner Kameraden merkbar unterschied.

Einstmals war er unter seinen Altersgenossen Anstifter eines Unrechts gewesen, wie Kinder in ihrem Unverstand es begehen. Sie hatten eine Fuhrre Mauersteine, die ziemlich nahe dem Orte abgeladen waren, wo sie Fische fingen, weggetragen und zur Ausfüllung einer sumpfigen Uferstelle benutzt, auf der sie ihre Fanggeräthe auslegten. Die andern Knaben wurden von ihren Eltern, als die Sache zur Sprache gebracht wurde, körperlich gezüchtigt. Seines Vaters Verfahren aber bestand darin, daß er auf das junge Gemüth mit Gedanken eindringlich wirkte. Während Benjamin sich offen als Anstifter bekannte, sogar die Nützlichkeit seines Werks

vertheidigte, hielt sein Vater ihm einen Grundsatz entgegen und wies ihm dessen Wahrheit für alle Fälle nach, den Grundsatz, daß „niemals etwas nützlich sei, was nicht rechtlich ist.“

#### Der Buchdruckerlehrling.

Benjamin's Bruder James war von heftiger Gemüthsart. Leicht ergriff ihn der Zorn, und Prügel waren meistens das Mittel, durch welches er sich in Ansehen zu setzen meinte. Benjamin litt oftmals unter diesem Verfahren.

Die Lehrjahre in der Buchdruckerwerkstatt wurden indessen dem Knaben eine wohlthätige Ergänzung des Schulunterrichtes, besonders dadurch, daß er bald fließend lesen und orthographisch schreiben lernte.

Benjamin las aber nicht bloß, was die Arbeit am Seherpult mit sich brachte. Er benutzte jede Bekanntschaft und jede Gelegenheit, sich Bücher zu leihen. Oftmals ging ihm die halbe Nacht mit Lesen vorüber. Was ihm der Zufall in die Hände spielte, Poetisches und Prosaïsches, verschlang er. Was Wunder, daß sein Geist wie eine Wucherpflanze aufschloß! Ihm fehlte der Lehrmeister, der seine Fähigkeiten leitete und seinen Dünkel beschränkte.

Als er im dreizehnten Jahre stand, erwachte plötzlich das Gefühl in ihm, daß er Gedichte verfertigen könne. Ein schauriger, mit rohen Worten einherstolpernder Bänkelsängerton klang seinem Ohr wie Musik. Schnell waren zwei Balladen fertig: die eine, welche den Tod besang, den kürzlich ein Kapitain mit zwei Töchtern im Anblick des Leuchthurms in den Wellen gefunden hatte, die andre, welche die Gefangennahme eines Seeräubers darstellte.

Die Art, wie sein Bruder mit diesen Gedichten verfuhr, hätte für den Knaben verhängnißvoll werden können. Er hielt sie für brauchbar, um Geld-

geschäfte damit zu machen. In vielen tausend Exemplaren wurden sie abgedruckt und Benjamin selbst auf die Straße geschickt, daß er sie öffentlich verkaufe. Da sie reizend abgenommen wurden, bildete sich Benjamin nicht wenig darauf ein. Zum Glück geschah es, daß sein Vater sogleich Kunde davon empfing. Er rettete den Knaben vor der Gefahr, in Eitelkeit zu verfallen, indem er unter schonungslosem Spott die Fehler und Geschmacklosigkeiten der Verse aufdeckte und an verschiedenen bekannten Personen zeigte, daß Leute, die nichts als Verse machen können, gewöhnlich Bettler seien.

Benjamin's fester Wille war nun, es ernsthafter

mit seiner geistigen Bildung zu nehmen. Aber wie? Plötzlich ging ihm über der Lebhaftigkeit des Wunsches ein Gedanke auf, wie die stummen todten Bücher zu thätigen unterrichtenden Personen für ihn umgewandelt werden könnten. Wenn ein Buch in seine Hand kam, das ihm stärker zusagte als andere, so gestattete er sich nicht es im Sturm durchzulesen. Zwei, drei Seiten las er, diese



aber mit der größten Aufmerksamkeit, mit Gedächtnisanstrengung für die Wörter, die Satzverbindungen, die Gedankengänge. Dann schloß er das Buch, wiederholte schreibend das Gelesene, verglich darauf beides und merkte sich von neuem und um so tiefer, was dem Gedruckten zum Vorzug gereichte. Sein Stil wurde allmählig leichter und freier, der Wörtereichthum seiner Sprache größer und gewählter, die Art seiner Gedanken kräftiger und klarer, eine Menge von Kenntnissen und Erkenntnissen wurde ein mehr verarbeitetes Eigenthum seines Geistes.

Ein großer Fortschritt war es, als er in der Wahl der Bücher, die er so durcharbeitete, planmäßig vorzugehen anfang. Er verschaffte sich Kenntniß von dem Lehrgang, der in den Schulen befolgt wurde. Wie dort, schritt er nun von Einem zum Andern vor, vom Rechnen zur Geometrie, von der

Grammatik zur Rhetorik und Logik, von den Biographien einzelner Männer zur Geschichte der Staaten und Völker.

Seit seinem fünfzehnten Jahre erweiterten sich, in Folge einer Aenderung seiner Lebensweise, für ihn Zeit und Mittel zu diesem stillen Bildungswerk. Er hatte davon gehört, daß der menschliche Körper zur Gesundheit der Fleischnahrung nicht bedürfe, vielmehr beim ausschließlichen Genuß von Pflanzstoffen sich gleichfalls wohl befinde. Da sein Bruder James, der unverheirathet war, mit ihm in ein Speisehaus zu Mittag ging, machte Benjamin den Vorschlag, daß ihm die Hälfte des Kostgeldes gezahlt würde: er wolle dann selbst für sein Mittagessen sorgen. Sein Bruder ging gern darauf ein. Und Benjamin blieb nun über Mittag zu Hause, aß ein Stück Brod zu einem Töpfchen Grühe, das schnell gekocht war, und gewann dabei außer der Zeit noch einiges Geld, das er zur Anschaffung von Büchern verwenden konnte.

Sein Körper blieb dabei frisch und kräftig. Sich herumtummeln, zu allerlei Leibesübungen gehen, zu jeder, wenn auch groben und schweren Hantierung geschickt werden, das blieb neben der Ausnutzung der Bücher unangesehnt sein Streben. Besonders gern kräftigte er sich im Sommer durch Baden in kaltem, lebendigem Wasser. Des Schwimmens, Tauchens und aller Wasserkunststücke wurde er vor allen Altersgenossen besonders Herr.

Drei Jahre fleißigen Lebens in jener Weise förderten den Knaben außerordentlich. Da trat für ihn, als er dem siebzehnten Lebensjahre nahe war, abermals eine Veranlassung auf, sich in die Dessenlichkeit zu begeben.

Sein Bruder James gab seit dem Jahre 1721 eine Zeitung heraus. Benjamin war gewöhnlich bei den Verabredungen zugegen, die sein Bruder mit den Schriftstellern pflegte, welche Aufsätze für die Zeitung lieferten. Er stand an seinem Pult, wie es schien, bloß mit dem Satz irgend eines Manuscripts beschäftigt. Ihm entging aber kein Wort in jenen Besprechungen. Bei den mancherlei Kenntnissen und bei der Uebung in schriftlichen Darstellungen, die er sich erworben hatte, glaubte er im Stande zu sein, auch dergleichen Aufsätze zu liefern.

Schnell wurde der Versuch angestellt. In einer Handschrift, die Niemand kannte (Benjamin hatte die seine verstellt), fand sein Bruder am nächsten Morgen auf dem Boden der Druckerei dicht neben der Thür einen Aufsatz liegen; Benjamin hatte zur Nachtzeit das Papier durch die Thürriße geschoben.

James zeigte den Aufsatz seinen Geschäftsfreunden. Man rieth herum, wer der Verfasser sein möchte; man rieth auf Männer, die allgemein in Achtung standen, und am nächsten Morgen war der Aufsatz in der Zeitung gedruckt.

Benjamin war überglücklich. Monate lang versorgte er die Zeitung seines Bruders auf diese Weise mit Abhandlungen verschieden Inhalts.

Allmählig aber fragte er sich, warum er sich nicht nenne? Wie stuzten Alle, die es hörten! So viel Geschick und Wissen hatte man dem Lehrling nicht zugetraut. Die dauernde Wirkung dieser Mittheilung war aber bei seinem Bruder anders als bei seinen Geschäftsfreunden. Diese sahen ihn als ihres Gleichen an und behandelten ihn mit freundlicher Aufmerksamkeit. Seinen Bruder aber schien die Auszeichnung zu verdrießen. Als ob er fürchtete, daß ihm der Lehrling über den Kopf wachse, verschärfte er den roh befehlenden Ton, ja er schritt schneller als sonst bei geringfügigen Anlässen zu Schlägen, die er als Züchtigung austheilte.

Nun ereignete sich 1723, als Benjamin fünf Jahre der Lehrzeit hinter sich hatte, ein Vorfall, der James um seines Vortheils willen nöthigte, den Lehrkontrakt mit seinem Bruder aufzuheben. Ihm war eines gesetzwidrigen Benehmens wegen durch Gerichtspruch die Herausgabe seiner Zeitung untersagt worden. Da kam er, um den Erwerb der Zeitung nicht einzubüßen, auf den Gedanken, sie unter dem Namen seines Bruders weiter erscheinen zu lassen. Ein „Lehrling“ aber, das verstand sich von selbst, konnte zur Herausgabe einer Zeitung nicht fähig befunden werden. Es mußte eine förmliche Losprechung stattfinden. Und Benjamin's Verbleiben im Geschäft seines Bruders beruhete fortan auf seinem freien und guten Willen.

Unter diesen veränderten Umständen hätte James sein Benehmen gegen Benjamin jedenfalls ändern sollen. Er fuhr aber in allen Gewohnheiten fort und reizte dadurch Benjamin zu Gedanken, wie er sich von einem so unehrenvollen Verhältniß losmachen könne.

Benjamin hatte in ähnlichen Bekümmernissen seine Zuflucht zu seinem Vater genommen. Dieser hatte ihm gewöhnlich Recht gegeben. Aber es war immer nur auf kurze Zeit und in geringem Maße, daß eine Besserung seiner Lage daraus erwachsen war.

Den Einen leichten Schritt, den Benjamin zu seiner Befreiung hätte thun können, versperrte ihm sein Bruder. Er hatte die Besitzer der anderen Druckereien in Boston durch üble Mittheilungen ge-

gen Benjamin eingenommen, so daß das Anerbieten seiner Dienste daselbst abgewiesen wurde.

„Es hilft mir nichts Andres,“ sprach er endlich zu sich, „ich muß weit hinweg! Ich habe genug gelernt und kann mehr noch lernen, um mir selbst zu helfen und mein Glück zu gründen.“

Sehr schmerzte es ihn, daß er seinem Vater und seiner Mutter nichts sagen durfte. Gewiß, meinte er, würden diese das Mißverständniß ausgleichen, und Alles wäre dann über kurz oder lang beim Alten. Er mußte einen unerträglichen Zustand enden.

Heimlich verkaufte er seine Bücher. Die Hälfte des Geldes reichte zur Fahrt nach New-York, der nächsten größeren Stadt, in der sich eine Druckerei befand.

#### Nach England.

Der Weg nach dem Glücke, den Benjamin einschlug, ging durch Ungemach und Beschwerde. Zuweilen, besonders in der ersten Zeit seiner heimatlosen Wanderung, kam eine herzliche Trauer über ihn, daß er so früh die Bande mit dem Vaterhaus hatte zerbrechen müssen. Endlich aber erwies sich auch an ihm die ewige Wahrheit, daß demjenigen, der mit Treue zum Guten strebt, Alles zum Glück ausschlägt, Absicht und Zufall, Freundschaften und Feindschaften der Welt.

Die Reise nach New-York geschah zur See. In wenig Tagen war sie glücklich zurückgelegt. Aber es gab in New-York keine Beschäftigung für den Buchdruckergehilfen. In Philadelphia wollte er es weiter versuchen.

Mühsam und langsam ging es, zuerst bei heftigem Sturm über die New-Yorker Bai, dann zu Fuß über Burlington, darauf einen Tag und eine Nacht lang auf einem Boote den Dalaware hinunter nach Philadelphia. Um die Fahrt sich minder kostbar zu machen, half er ununterbrochen beim Rudern. Es waren kalte regnichte Tage im Oktober 1723. Durchnäht, übermäßig ermüdet und mit Schmutz bedeckt, langte er in seinem Arbeiter-Anzug in Philadelphia an. Die ersten zwei Tage gingen unter abwechselndem Schlafen und Essen vorüber. Erst am dritten fühlte er sich wieder zu Kräften gelangt. In einer der beiden Druckereien, die in Philadelphia bestanden, fand er Beschäftigung.

Es war eine mangelhaft eingerichtete Druckerei, und Keimer, der Besitzer und Vorsteher derselben, im Geschäft ungeübt. Um so leichter fand es Benjamin, durch Fleiß und geschickte Einrichtungen sich in Gunst zu setzen. Er gewann reichlich Tagelohn. In seinen Freistunden war jetzt wie vordem

Benjamin's Bemühen, seine Kenntnisse auszubreiten, Erfahrungen zu sammeln und Bekanntschaften zu nützen.

Eines Tages empfing er aus New-Castle einen Brief. Er war von seinem Schwager, Robert Holmes, der als Schiffskapitain mit einer Handelschaluppe zwischen Boston und Philadelphia hin und her fuhr. Der Brief enthielt Mittheilungen über den Kummer, in den seine Eltern durch sein Verschwinden versetzt seien. Sein Schwager forderte ihn auf zurückzukehren.

Der Brief war so wohlwollend geschrieben, daß Benjamin es für seine Pflicht erachtete, ihn gewissenhaft zu beantworten. Er setzte seinem Schwager alle Gründe auseinander, die ihn genöthigt hatten sich von den Seinigen zu trennen, dankte ihm für alle Mittheilungen, bedauerte aber, daß Verpflichtungen ihn hinderten nach Boston zurückzukehren.

Als Kapitain Holmes diesen Brief in New-Castle empfing, befand er sich zufällig in Gesellschaft und Unterhaltung mit dem Gouverneur der Provinz, William Keith. Der Gouverneur gewährte die Aufmerksamkeit, mit welcher Holmes den langen Brief las. Und als er eine Frage um des Briefes willen that, gab Holmes ihm denselben in die Hand.

„Wie!“ sagte der Gouverneur, als er hineingeblickt und, von der Ausdrucksweise gefesselt, bis zu Ende gelesen hatte, „der Brief ist von einem siebenjährigen Manne? und von einem Buchdruckergehilfen?“ Er war der Verwunderung ganz voll. „Schon lange sehe ich mich nach einem zuverlässigen Manne um, der dies Gewerbe betreibt. Ich werde Alles dazu thun, daß er sich selbständig machen kann.“

Es lag in dieser Theilnahme eines Gouverneurs für eine Buchdruckerei nicht das mindeste Auffallende. Geschäfte dieser Art nahmen in Nord-Amerika seit kurzem ihren ersten Aufschwung. Sie waren noch selten und meistens mangelhaft bedient. Die Regierungen aber bedurften ihrer zur Veröffentlichung von Verordnungen und Gesetzen, zu Formularen und dergleichen. Als daher, wenig Wochen nach jener Unterredung, bei seiner nächsten Anwesenheit in Philadelphia der Gouverneur selbst sich in die Werkstatt des Herrn Keimer begab, um mit Benjamin Zwiesprach zu halten, hatte dieser vollkommen Grund, seinem — wie es schien — mächtigen Gönner ohne Rückhalt zu vertrauen. Er legte sein Schicksal gern in seine Hand. Es wurde verabredet, daß Benjamin, mit einem Empfehlungsschreiben des Gouverneurs ausgestattet, nach Boston zu seinem Vater reise und diesem die Bitte vorlege, ihm das Geld,

das zur Anlage einer Druckerei erforderlich sei, anzuvertrauen.

Wie erfreut waren Vater und Mutter, ihren Sohn, als er im Mai des folgenden Jahres plötzlich bei ihnen eintrat, wiederzusehen! Sein Aussehen war frisch und gesund, sein Anzug sauber und gut, sein Benehmen frei und klug. Er hatte genügend Geld in der Tasche und eine Uhr war in seinem Besitz. Nichts aber konnte mehr zu seinen Gunsten sprechen als das Wohlwollen, das der Gouverneur für ihn schriftlich bekundete. Nur, was das Kapital zur Anlage einer Druckerei betraf, weigerte sich sein Vater entschieden es herzugeben. Er sagte, „vor drei Jahren könne Benjamin dem Alter nach nicht zu den „Männern“ gerechnet werden. Wenn er unterdessen fleißig gearbeitet und etwas erspart habe, sei er erbötig ihm das Fehlende zuzulegen. Jetzt aber sei es zu früh.“

„Nun, auch gut!“ sagte der Gouverneur, als Benjamin mit diesem Bescheid aus Boston zurückgekehrt war. „Rüsten Sie immerhin zur Reise nach England! Es ist besser, wenn sie die Lettern und das ganze Inventar der Druckerei selbst dort kaufen. Ich werde Ihnen die nöthigen Anweisungen mitgeben.“

Benjamin löste, diesem Versprechen gemäß, seine Verbindungen in Philadelphia und richtete Alles zur Reise ein. Wie verabredet war, begab er sich einige Tage vor Abfahrt des Schiffes in die Wohnung des Gouverneurs, um Briefe und Anweisungen in Empfang zu nehmen. Der Gouverneur war im Augenblick zu sehr beschäftigt, um Benjamin persönlich zu sprechen. Er ließ aber durch seinen Sekretair das Versprechen wiederholen, daß Benjamin am Tage der Abreise Alles vorräthig finden werde.

Der Tag der Abreise kam. Benjamin, der sich wieder im Hause des Gouverneurs einfand, wurde durch den entgegenkommenden Sekretair bedeuget, daß er immerhin auf's Schiff gehen möchte, „der Gouverneur werde alle für ihn bestimmten Papiere sogleich übersenden.“ Wenige Augenblicke vor Abgang des Schiffes kam in der That ein hoher Beamter des Gouvernements und übergab dem Kapitain des Schiffes ein Felleisen mit Brieffaschen und die Fahrt begann. Am 24. Dec. 1724 landeten sie in London.

Welche schlimme Ueberraschung wurde ihm hier zu theil! In dem Felleisen war nichts für ihn. Ein armer und unerfahrener Jüngling war durch einen unredlichen mächtigen Mann in die weite Welt hinausgestoßen. Vertrauen und guter Wille waren mit gewissenlosem Spott belohnt.

Benjamin wurde einen Augenblick bleich vor Schreck. „Was nun anfangen?“ sagte er zu einem älteren Herrn, dem Kaufmann Denham, den er auf der langen Meerfahrt näher kennen gelernt hatte.

„Das fragen Sie?“ antwortete Denham; „einem jungen, gesunden Manne fehlt es nirgend. Sie bilden sich in Ihrer Kunst weiter aus. Das kommt Ihnen nach Ihrer Rückkehr in Amerika doppelt zu Gute.“

Benjamin begegnete, als er nach zweijähriger Abwesenheit wieder in Philadelphia sich befand, noch einmal in seinem Leben dem leichtfertigen William Keith. Aber er war nicht mehr Gouverneur. In Civilkleidern ging er dahin und bei der Annäherung Benjamin's wich er schein zur Seite. Die Unzuverlässigkeit seines Charakters hatte ihm den Posten geraubt.

Jenes Wort Denham's aber bewährte sich reichlich an Benjamin. Einem jungen, fleißigen und kräftigen Manne fehlt es nirgend. In den ersten Druckereien London's fand er Beschäftigung. Da er sich als geschickter schneller Setzer erwies, wurden ihm die lohnendsten Arbeiten zugewiesen. Und wie sehr kam ihm der reichliche Erwerb zu statten! Eine neue Welt ging in ihm auf, als er der Kunst näher trat und namentlich das Theater zuweilen besuchte. Seine Bildung gewann einen weiteren Umkreis, als er in größeren Bibliotheken Umschau hielt und seltne Bücher las, als er, mit Männern im Verkehr, die wissenschaftlichen Beschäftigungen hingegeben waren, deren Sammlungen sah und deren Unterhaltungen pflegte. Für sein Gewerbe lernte er nach den verschiedensten Seiten, besonders in der großen Druckerei von Watts, Dinge, die in Amerika noch gar nicht bekannt waren. Dabei war er der einfache, anspruchlose, immer klar denkende Mann, dem Jeder gern sein Vertrauen zuwandte.

Nach anderthalbjähriger Anwesenheit, im Sommer 1726, hatte er näheren Verkehr mit einem anderen strebsamen Buchdruckergehilfen, Namens Wygate. Sie beredeten miteinander, eine gemeinschaftliche Wanderung durch Europa anzustellen, in den größeren Städten Beschäftigung anzunehmen, mit dem Erwerb aber immer zum Zweck der Weiterreise Haus zu halten. Der Plan war unter den Freunden beinahe festgestellt, als Denham, jener Kaufmann, den wir kennen und der Benjamin in London nie aus dem Auge gelassen hatte, ein andres Anerbieten machte. Er fragte, ob er mit ihm nach Philadelphia zurückreisen und dort in seinem Waarenlager als Geschäftsführer eintreten wollte. Die

Heimath und das Sichere zogen ihn mehr an, und Benjamin entschloß sich zur Rückreise.

Das Schiff wurde bereits befrachtet, als noch ein drittes, ganz anderes und sehr unerwartetes Anerbieten ihm gemacht wurde. Ein vornehmer Engländer forderte ihn auf, seine beiden Söhne gegen eine sehr namhafte Belohnung im Schwimmen zu unterrichten. Benjamin hatte einmal bei einer Wasserpartie die Themse entlang mehreren Freunden seine amerikanischen Schwimmkünste zu allgemeinem Erstaunen gezeigt, und hatte sich auch als geschickter Schwimmlehrer an einem Freunde bewiesen. Der Ruf des Außerordentlichen war zu jenem Herrn gelangt. Weil Benjamin bereits sein Wort an Denham gegeben hatte, konnte er nicht mehr überlegen, ob er dies Anerbieten vorzöge. Es kam aber einen Augenblick lang das Bedauern über ihn, daß er nicht früher Kenntniß davon empfangen habe; er meinte, der große Erwerb, den er in London durch Gründung einer Schwimmschule in wenig Sommermonaten sich hätte bereiten können, würde ihm viele Zwecke seines Lebens erleichtert haben.

Im October 1726 langten Denham und Benjamin in Philadelphia wieder an.

#### Haus und Hof, Arbeit und Ehre.

Die Thätigkeit im Geschäftslager Denham's war von kurzer Dauer. Denham erkrankte plötzlich 1727 und starb. Als sein Geschäft durch den Testamentsvollstrecker aufgelöst wurde, sah sich Benjamin durch das Schicksal, wie von selbst, zur Buchdruckerkunst zurückgewiesen.

Seinem früheren Prinzipal Keimer, der ihn sogleich wieder in Thätigkeit setzte, machte er sich durch Geschicklichkeiten, die bisher Niemand in Amerika besessen hatte, doppelt nützlich. Er verstand ein Verfahren der Schriftgießerei herzustellen, Drucker-schwärze zu bereiten, Verzierungen für Formulare und Titelblätter zu zeichnen und in Holz oder Kupfer zu rizen. Eine Menge kostbarer Bestellungen, die bisher nach England gingen, erledigte er allein mit Geschick und Fleiß.

Keimer bekam den Gewinn-bringenden Auftrag, eine große Partie Papiergeld, Banknoten für die Provinz New-Jersey, herzustellen. Sein Gehilfe Franklin war es, der den Auftrag auszuführen im Stande war. Er fertigte die Typen und Kupfer-tafeln, zeichnete die Verzierungen, die Bignetten, und stach sie in Kupfer; er erbaute eine Kupferdruck-pressen, die erste in Amerika; und persönlich begab er sich darauf nach Burlington, wo der Abzug in der gesetzlich festgestellten Anzahl unter Aufsicht von

Abgeordneten der gesetzgebenden Versammlung besorgt wurde.

Etwa zwei Jahre vergingen. Da faßte Franklin den Gedanken, eine eigne Druckerei zu gründen. Der Schritt schien ihm durch eine Bekanntschaft, die er in Keimer's Werkstatt gemacht hatte, erleichtert werden zu sollen. Ein junger Mann, Meredith mit Namen, dessen Eltern wohlhabend waren und das Kapital zur Einrichtung herzugeben sich bereit erklärten, wünschte sich mit ihm zu verbinden. Franklin ging es ein. Die Verbindung nahm aber bald eine andere Wendung. Meredith verfiel, als er sich einen selbständigen Herrn dünkte, in Ausschweifungen, besorgte seine Verpflichtungen unregelmäßig, war häufig trunken und wurde ein Gegenstand der Geringschätzung aller Rechtschaffnen. Das junge Geschäft und Franklin's Ruf mußten über kurz oder lang unter dieser Gemeinschaft leiden.

Da kamen eines Tags zwei befreundete Männer, William Coleman und Robert Grace, zu ihm, jeder einzeln, ohne daß der eine vom andern wußte, und boten ihm jeder die volle nöthige Summe Geldes an, um sich durch Auszahlung des eingesezten Kapitals von dieser Gefahr-drohenden Gemeinschaft zu befreien. Um keinen der Freunde zu kränken, nahm er von jedem die Hälfte der Summe an, die ihm fehlte, und am 14. Juli 1730 war das Druckereigeschäft im Alleinbesitz Benjamin Franklin's.

Dem jungen vierundzwanzigjährigen Manne fehlte zum Glück nur die gleichgesinnte Genossin im Hause. Und auch diese wurde ihm zu Theil. Noch in demselben Jahre vermählte er sich mit Marie Read, der Tochter eines Bürgers von Philadelphia, den er seit seiner Ankunft vor sieben Jahren kennen gelernt hatte.

Das Geschäft hob sich zusehends zur Blüthe. Die Regierung wandte ihm gern Aufträge zu. Franklin verband mit der Druckerei einen Buch- und Papierverkauf. Im Laden und in der Werkstatt gab es nach kurzer Zeit so viel zu thun, daß ein Gehilfe und Lehrling angenommen werden mußten. Die Zeit trat ein, in der die Schulden an jene Freunde abgetragen werden konnten. Pünktlichkeit in allen Zahlungen, in der Erledigung aller Aufträge erhöhten seinen Ruf. Er sah einer sicheren Zukunft entgegen und das höchste irdische Gut, die Achtung der Rechtschaffnen, war ihm zu eigen.

Seinen Kenntnissen und seiner Geistesbildung nach stand er weit höher als im gewöhnlichen Maßstab ein Buchdrucker. Aber vorsichtig mied er jeden Schein, als dünkte er sich etwas über seinen Stand. Wenn er in diesen Jahren in einem Buche las,

geschah es heimlich. Er wußte ja nicht, wie es ihm von dem ausgelegt würde, der es sah. Niemals aber hat ihn Jemand mit seiner Zeit geringschätzig umgehen sehn. In Bier- und Weinhäusern suchte man ihn vergeblich. Oeffentliche Angelegenheiten, die außerhalb seines Berufs lagen, ließ er unberührt. Aber zur Ehre seines Hauses war ihm jede Handlangerarbeit recht. Er bediente selbst zuweilen öffentlich sein Geschäft, indem er mit dem Schiebkarren das Papier, das er beim Kaufmann erhandelt hatte, vor die Werkstatt fuhr. In jeder Arbeit, mit rechtschaffnen Gedanken ausgeführt, fand er seine Ehre.

größten und segensreichsten Einrichtungen für Nordamerika wurde.

Der Zweck des Junto war Erweiterung der Kenntnisse. Man kam jeden Freitag Abends zusammen. Der Reihe nach mußte je ein Mitglied einen Satz aus irgend einer Wissenschaft (Moral, Politik, Physik) aufstellen und gegen die Einwendungen der Andern vertheidigen. Ein Vorsitzender leitete den Gedankenaustausch. Ausdrücke hartnäckigen Bestehens auf der eignen Meinung oder heftigen Angriffs gegen abweichende Behauptungen sollten fern bleiben, und wurden, wenn sie dennoch vorkamen, mit kleinen Geldstrafen belegt. Es entstand ein Eifer des For-



#### Die öffentliche Bibliothek in Philadelphia.

Von klein auf war es in Bezug auf Alles, was ihn geistig beschäftigte, eine Eigenthümlichkeit Benjamin's gewesen, daß er die Gemeinschaft Gleichstrebender suchte und festhielt. Ueber das geistig Gewonnene reden, in möglichst lebendigem Wortwechsel sich ausbreiten, auch schriftlich das Für und Wider einer jeden Sache fortführen, das war eine Lieblingsgewohnheit schon in den Knabenjahren. Allmählig nahm diese Gewohnheit größere, ernstere und nützlichere Formen an. Und als er in Philadelphia voraussichtlich für immer sich festsetzte, schloß er mit einigen jungen Leuten eine Verbindung, einen Klub „Junto“ genannt, der der Anfang einer der

sichens, der, bloß auf die Sache gerichtet, alles Persönliche vergessen ließ.

Eines Tages bemerkte ein Mitglied, daß es den Besprechungen günstig sein würde, wenn Bücher zur Hand wären. Man kam überein, was Jeder für diese Zwecke Nützlichbesitze, in dem Versammlungszimmer zu einer gemeinsamen Bibliothek zusammenzustellen. Sehr bald aber ergaben sich verschiedene Uebelstände dabei. Theils war die Zahl der Bücher, die so zusammenkamen, nur gering, theils wurde jedem Besitzer eines Buchs der Privatgebrauch erschwert. Da trat Franklin mit einem Plan zur Gründung einer Schöpfung auf, die ihre Wohlthat über den Kreis des Junto ausdehnen sollte. Eine

öffentliche Bibliothek sollte gegründet werden. Wer augenblicklich 40 Schilling und darauf jährlich 10 zahlte, erwarb dadurch das Recht der Benutzung der Bücher. Es waren meistens junge Handwerker, etwa 50 an der Zahl, die im Jahre 1731 zu diesem Zweck zusammentraten. Die Bücher wurden aus England gekauft. Je einen Tag in der Woche war die Bibliothek geöffnet und wurden Bücher an die Subskribenten ausgegeben. Jeder ging schriftlich die Verpflichtung ein, den doppelten Werth zu zahlen, falls es nicht ordnungsmäßig zurückgegeben würde.

Ein sehr kleiner Anfang war es. Aber die

Einrichtung bewährte sich. Allmählig mehrte sich die Zahl der Mitglieder. Reichere Freunde der Stiftung wandten der Bibliothek Schenkungen zu. Das Bücher-Lesen kam in Mode; Bildung und guter Ton verbreiteten sich. Bald gab die Bibliothek in Philadelphia den Anlaß zur Gründung öffentlicher Bibliotheken in den andern großen Städten Nord-Amerika's. Franklin's Plan und Verfahren dabei wurde allen zum Grunde gelegt. Die Mutter-Bibliothek in Philadelphia aber zählt jetzt nahe an 80,000 Bände und bewahrt als heilige Erinnerung die ersten, von Franklin selbst angeschafften Werke.

(Schluß folgt.)



## Was das Ticktack der Uhr sagt.

Von

Ernst Weber.

Mit einem Initial von Paul Schumann.

Der Engel wacht. In's Bettlein  
Hat sich das Kind gelegt;  
Da merkt es, wie im Stübchen  
Die Wanduhr sich noch regt.

„O schäme dich! schäme dich! schäme dich jetzt!

Haft heute manch Gebot verlegt.“

So hört das Kind mit trüben Blicken  
Das Pendel ohne Ende ticken,  
Und schlummert traurig ein.

Und wieder hat zur Ruhe  
Das Kind sich hingelegt.  
Die Wanduhr darf nicht rasten,  
Schau, wie sie sich bewegt!

„Schlaf wohl! schlaf wohl! schlaf wohl, mein Kind!

Warst heute fromm und brav gesinnt.“

So hört das Kind mit Wohlbehagen  
Das Pendel diesen Abend schlagen,  
Und schläft gar fröhlich ein.

Die Nacht entwich. Der Schläfer  
Hat wohl der Ruh' gepflegt;  
Da hört er, wie am Morgen  
Das Pendel auch schon schlägt.

„Steh auf! steh auf! steh auf, mein Kind!

Daß Fleiß und Arbeit Zeit gewinnt.“

So mahnt es mit beredter Zunge,  
Bis unser Kind mit leichtem Sprunge  
Dem warmen Pfühl entschlüpft.

Und sucht das Kind mit Aengsten  
Die stille Lagerstatt,  
Weil eine schwere Sorge  
Das Haus betroffen hat:

„Gott hilft! Gott hilft! Gott hilft, mein Kind!

Heilt Wunden, die geschlagen sind,“

Ruft dann die Uhr beim Hin und Wieder  
Und schlägt des Herzens Bangen nieder;  
Das Kind schläft ruhig ein.

## Die Schlangenbändiger in Hindostan.

Von

A. W. Grube.

Mit Original-Zeichnung von Carl Köhling.



Der heiße Sonnenstrahl, der auf den mittleren Erdgürtel senkrecht oder nahezu senkrecht fällt, bringt das Pflanzen- und Thierleben zur höchsten Blüthe und Kraft. Wo Palmen und Farren ihre wunderbar gestalteten Wipfel in warmen Lüften wiegen und das Brod auf den Bäumen wächst, wo Blüthenkelche und Baumrinden zu feurigen Gewürzen werden und der süße Zuckersaft im Schilfrohr kreist, da wachsen und gedeihen auch die großen Raubthiere aus dem Katzengeschlecht und ist die Heimat der Gift- und Riesenschlangen.

„Nicht ungestraft wandelt der Mensch unter Palmen!“ das ist ein bekanntes und leider nur zu wahres Wort.

In Hindostan, der reich gesegneten großen Halbinsel, die sich vom Südbhange des Himalaya-Gebirges wie ein mächtiges Dreieck in der Richtung zum Aequator hin zuspitzt, ist die Natur unerschöpflich mit ihren guten, aber auch mit ihren schlimmen Gaben. Indien hat Ueberfluß auch an reizenden und giftigen Thieren, und es ist dem Menschen anheim gegeben, sich aufzuraffen zum Kampf wider die verderblichen Einflüsse dieser Natur. Aber die Eingebornen, größtentheils im Wahne des Braminenthums und des Buddha-Glaubens befangen, sind zaghaft und schlaff geworden in der Bekämpfung der schädlichen Thiere; sie halten es für Sünde, einen Wolf, einen Tiger oder eine Brillenschlange zu tödten, und fürchten, da sie an eine Seelenwanderung glauben, daß sie einen Bruder oder Großvater oder die Eltern tödten könnten, indem sie einen Tiger oder eine Giftschlange erlegen; denn die Seelen der Menschen wandern nach ihrem Glauben durch die Thierleiber, um sich im Abbüßen der begangenen Sünden zu reinigen.

Die gefährliche, höchst giftige Brillenschlange (*Naja tripudians*) wird allenthalben gefürchtet; denn wer von ihr gebissen wird, ist, wenn die Wunde nicht ausgewaschen und ausgebeizt wird, nach Verlauf einiger Stunden erstarrt, oft schon nach einer Viertelstunde todt; doch zur Vertilgung dieses Reptils raffen sich die schlaffen Hände nicht auf. Kommt sie in das Haus eines Braminen, so zieht er vor,

dasselbe zu verlassen und abzuwarten, bis sie freiwillig sich wieder entfernt. Spielt ihm der neckische Zufall einen bösen Streich und muß er sehen, wie ein minder bedenklicher Mann einer solchen Schlange den Garaus macht, so hält er sich für verpflichtet, dem getödteten Thiere die letzte Ehre zu erweisen und es zu verbrennen, wie es bei den Leichen der Menschen Gebrauch ist. Er scheut nicht die Ausgabe, sich die getödtete Schlange zu kaufen und ihre Verbrennung zu besorgen. In der englischen Schule zu Mangalore, die auch von Braminenjünglingen besucht wird, kam einmal der Fall vor, daß ein Christenknabe eine Cobra de capello\*) (Brillenschlange) im Beisein eines jungen Braminen erschlug. Zuerst verlegte sich dieser auf's Bitten und bot schließlich, um die Schlange zu erlangen, bis zu 5 Rupien (10 Mark). Als er sie doch nicht erhalten konnte, ging er heulend und jammernd fort, um sich zu reinigen.

In Hindostan gehen alljährlich Tausende von Menschen durch Schlangenbisse zu Grunde. Man schätzte im Jahre 1869 für Bengalen, die nordwestlichen Provinzen und Auddh die Zahl auf 11,416! Wie viele Todesfälle waren aber gar nicht zur Kenntniß der Behörden gekommen. Dr. J. Fayrer, der ein eigenes Buch über die indischen Giftschlangen geschrieben hat, meint, daß selbst die Ziffer von 20,000 der in einem Jahre durch Schlangenbisse getödteten Menschen als nicht zu hoch gegriffen erscheine! Im Jahre 1876 belief sie sich auf 15,946.

Um mit den einheimischen Schlangen möglichst genau bekannt zu werden, versprach der genannte Naturforscher seinen Leuten für jede Schlange, die sie ihm todt oder lebendig bringen würden, eine Belohnung. Nicht ohne Verwunderung sah er wiederholt, wie sie die Cobra lebendig fingen. Sie nehmen zu diesem Zwecke ein Stück Bambusrohr, drücken damit den Kopf der Schlange auf den Boden und halten in der Hand eine feine, aus den Rippen des Cocosblattes abgeschälte Gerte, an welcher eine

\*) Wörtlich: Hut Schlange. Diesen Namen erhielt sie von den Portugiesen, da, wenn sie sich mit dem vorderen Theile ihres Leibes erhebt und den Hals scheibensförmig aufbläht, es aussieht (namentlich wenn man sie von hinten betrachtet), als trüge sie einen Hut (capello).

Schleife befestigt ist, diese schieben sie dem Thiere über den Kopf, ziehen dann rasch zu und die Cobra ist gefangen.

Unter allen giftigen Schlangen ist diese am leichtesten zu handhaben, weshalb sie auch die Gaukler zu allerhand Kunststücken abrichten, nachdem sie ihr zuvor die Giftzähne ausgebrochen haben. Das Volk glaubt, sie verstünden es, durch Zauberei die Schlangen zu besänftigen und nach ihrem Willen zu lenken. Uebung, Schnelligkeit, Geistesgegenwart und Marktchreierei sind die Mittel, wodurch sie sich ein Ansehen geben und selbst kluge Leute täuschen.

bisses sei, jedoch geheim gehalten und nicht verkauft würde. Doch scheint auch diese Annahme irrthümlich zu sein, sowie die Meinung, daß jene Gaukler ihre Schlangen nur durch die Töne der Musik zu fangen verstehen. Dr. Fahrer berichtet folgenden Fall, dessen Augenzeuge er war.

Am 6. Februar 1874 fand sich ein Schlangenbeschwörer mit einem Dudelsack und zwei runden Körben versehen bei ihm ein und stellte die Bitte, die im Hause befindlichen Schlangen fangen zu dürfen. In seinem Korbe hatte er nichts als einen großen, schwarzen, etwa handlangen Skorpion. Um



Gewöhnlich tragen sie die Cobras bis zu vier Stück in einem Korbe, haben auch wohl einen Affen bei sich, der den Korb auf den Kopf nimmt und damit umher spaziert, während eine von den Schlangen ihren Kopf aufrichtend neugierig umherschaut. Zuletzt wirft der Affe zur Belustigung der schaulustigen Menge den Korb zur Erde, die Schlangen schlüpfen heraus, der Gaukler ergreift eine und läßt sich von ihr beißen, bestreicht dann die blutende Wunde mit einem Stein und bald hört die Blutung auf. Solche Steine verkauft er dem gläubigen Publicum zu ansehnlichen Preisen. Sie helfen ebensowenig als die Wurzeln, die sie feilbieten. Von der Naga-Wurzel \*) meint zwar Dr. Fahrer, daß sie ein wirksames Mittel gegen das Gift des Schlangen-

\*) Naga-Wurzel. Sie kommt wahrscheinlich von der *Aristolochia indica*.

jeden Schwindel zu vereiteln ließ der Hausherr die Körbe völlig ausleeren und der Gaukler mußte auch seine wenigen Kleidungsstücke ablegen, damit er nicht etwa unter diesen Schlangen verbergen und sie dann am rechten Orte ablegen möchte, unter dem Vorgeben, er habe eine dort verborgene Schlange entdeckt. Die Kleider wurden untersucht, indeß fand sich nichts darin.

Nun ergriff der Mann seinen Dudelsack, der aus einer Cocosnuß bestand, in welche oben und unten zwei Röhren gesteckt waren. Diesem höchst primitiven Instrumente wußte er schrille, markerschütternde Töne zu entlocken. Der Hausherr ging hart neben ihm, manchmal auch etwas voraus; das gesammte Hausgesinde und eine Zuschauermenge folgte hintendrein. Der Gaukler ging an der Gartenhecke entlang und blies stoßweise. Er hatte kaum fünf

Minuten auf diese Weise musicirt, als er plötzlich inne hielt, auf einen Punkt zeigte, sich bückte und eine etwa 2½ Fuß lange sehr giftige Manddala Naga — sie hat einen breiten Kopf und einen glänzend schwarzen Rücken mit weißen Ringen — mit bloßer Hand hervorholte. Er faßte sie in der Mitte, doch biß sie ihn sofort in den Mittelfinger, so daß Blut floß. Diese Verwundung nicht achtend wickelte der Mann die Schlange in sein Sacktuch, legte sie unter einen Baum und ging weiter. Es dauerte nicht lange, so hatte er wieder eine Schlange, dieß Mal eine ungiftige, gefangen. Nun trug er beide Thiere in seinen Korb und stillte das Blut seiner Wunde am Finger mit der Naga-Wurzel.

Jetzt galt es, eine große Cobra zu fangen, von der die Leute sagten, daß sie unter einem Baume in einem tiefen Loch ihren Aufenthalt habe. Das Loch war vorhanden, der Gaukler blies einige Mal auf seinem Instrument und fuhr dann mit bloßem Arm hinein. Mit einem Schrei des Entsetzens sprangen die Umstehenden zur Seite, als er eine 5½ Fuß lange Cobra hervorholte, die sich wüthend krümmte und zischte. Sie biß ihn beim Fang in das Handgelenk; die Wunde war wie vom Schnitt eines scharfen Messers gemacht und blutete. Nachdem er sie hatte fahren lassen, stellte die Schlange sich auf und schoß wüthend nach ihm. Da faßte er sie hinten am Kopf und drückte sie mit einem ihm dargebrachten Stock fest an den Boden. Sodann nahm er ein Hölzchen, riß ihr den Kachen auf und zeigte den Anwesenden die zurückgelegten Giftzähne. Diese brach er nun aus, worauf das Thier stark blutete. Nachdem er die Cobra wieder frei gelassen hatte und wieder zu blasen begann, richtete sich diese abermals auf und machte schwankende Bewegungen, jedoch keineswegs nach dem Takte der Musik. Wie sich der Bläser drehte, so drehte sich auch die Cobra.

Es ist Thatsache, daß die Töne der Musik die Schlangen anziehen und einen gewissen Zauber auf sie üben. Auch mag wohl jene Wurzel wegen ihres Geruchs betäubend auf die Schlange wirken, denn man hat öfters beobachtet, daß eine solche Bestie, wenn sie zischend aus ihrem Schlupfwinkel fuhr und sich gegen den Beschwörer erhob, alsbald ganz matt und zahm zurückank, wenn dieser ihr die Wurzel vorhielt, wobei er dann seine Zaubersprüche murmelte. Ebenso steht fest, daß manche Gaukler ihre Kühnheit, aber auch ihre Geschicklichkeit so weit treiben, daß sie Brillenschlangen einfangen, ohne ihnen sogleich die Giftzähne auszubrechen. Hätte aber im vorliegenden Falle die Cobra noch ihr Gift gehabt,

so wäre der Gaukler wohl schwerlich mit dem Leben davon gekommen.

Er schob seine Schlange rasch in den Korb und deckte denselben zu, doch hob sie den Deckel wieder empor und machte einen Versuch sich zu befreien. Da nahm der Beschwörer seine Naga-Wurzel und fuhr mit derselben einige Mal im Kreise um den Korb herum, worauf sich das Thier zurückzog, sich zusammenringelte und mit den übrigen zweien sich still verhielt. Darauf bestrich der Gaukler mit der Naga-Wurzel seine Wunde, setzte sich ein wenig nieder und erhob sich dann mit den Worten, jetzt habe er nichts mehr zu fürchten. Als wäre ihm durchaus kein Leid geschehen, setzte er sein Suchen fort und fand auch bald zwischen den Balken eines Holzstoßes eine vierte Schlange, dieß Mal eine sechs Fuß lange ungiftige Coryphodon\*), die er am Schwanz hervorzog und zu den übrigen legte. Er ging dann in einen etwa 10 Schritte hinter der Küche befindlichen Schuppen, der zur Aufbewahrung von allerlei Handwerksgeräth diente, fing dort von neuem zu blasen an und erwischte alsbald wieder eine Cobra, die etwa einen halben Fuß kleiner war als die erste. Sie biß sich so fest in seine rechte Hand, daß er mit der Linken ihre Zähne ablösen mußte. Dann riß er ihr die Giftzähne aus. Schließlich fing er noch eine sechste, die längste von allen, doch eine ungiftige. Darauf ließ er alle aus dem Korbe heraus und fing an zu blasen, worauf sich die Cobras sogleich erhoben, während er die andern Schlangen am Schwanzende festhielt, um sie vom Entfliehen abzuhalten.

Endlich packte der Mann seine Schlangen wieder in den Korb, empfing seine Belohnung und begab sich in's Braminen-Viertel, wo er um so eher auf milde Gaben hoffen durfte, als er den Braminen gegenüber nur die Drohung auszusprechen brauchte, er werde seine Cobras vor ihren Augen todtschlagen oder sie völlig frei lassen.

Dr. Fayerer glaubte in diesem Falle an keinen Betrug und war überzeugt, die Wurzel habe den Beschwörer vor den Folgen des Giftes geschützt. Besser gelang es zwei anderen seiner Landsleute, hinter das Gaukelspiel dieser sogenannten Schlangenbeschwörer zu kommen. Sie nahmen noch einige scharf aufpassende Freunde zu Hülfe und ließen dann zwei Schlangenbändiger holen mit dem Auftrage, sie möchten den Garten untersuchen, ob dort Schlangen hausten.

Einer von beiden machte sich an's Werk und

\*) Eine Ratter, wegen ihrer emsigen Rattenvertilgung „Rattenschlange“ genannt.

nach wenigen Minuten erglänzte sein vorher sehr ernstes Gesicht von der Befriedigung des Erfolgs. Er hatte in einem Loch eine Schlange entdeckt, rief die englischen Herren herbei, hatte im Nu die Schlange ergriffen, zog sie aus ihrem Loch und schleuderte sie auf den Boden. Nichts konnte überzeugender sein. Man hatte den Mann nicht aus dem Auge gelassen und er konnte unmöglich die Schlange unter seinen Kleidern verborgen haben, um sie in das Loch hinein zu schieben.

Der Vorgang war sehr sonderbar, doch die Zweifler wollten sich dabei nicht beruhigen und der Zauberer ward eingeladen, noch weiter nach Schlangen zu suchen. Er und sein Genosse mußten ihre Kleider und Turbane ablegen, welche durchsucht wurden. Dann gestattete man ihnen sie wieder anzulegen; sie hatten selber darum gebeten, um gegen die Angriffe der Schlangen besser geschützt zu sein. Sie würden jedenfalls noch mehrere Schlangen einfangen und beweisen, daß sie keine bloßen Gaukler seien.

So wurde denn noch eine Probe gemacht. Die Beobachter merkten, daß der eine der Zauberer sich immer in der Nähe seines Korbes hielt und nun stürzten sie auf ihn los und hielten ihn fest, um nochmals seine Kleider zu durchsuchen. Der Schwindler bat um Gnade und beschwor die Herren, sie möchten ihm diese Demüthigung ersparen. „Keine Gnade!“ war die Antwort, und nun ergab sich der Mann in sein Geschick und erbot sich, selber ihnen zu zeigen, wie er die Schlangen mit sich führe, aus schlüpfen lasse und wieder fange. Die Gesellschaft bildete möglichst nahe um ihn einen geschlossenen Kreis und da holte er aus seinem Gürtel eine große, sieben Fuß lange Cobra-Schlange hervor. Ein Triumph für die Zweifler!

Das von ihm angewendete Verfahren erklärte der Mann folgendermaßen. Die Schlangen werden, nachdem man ihnen zuvor die Giftzähne ausgebrochen hat, einzeln in verschiedene Säcke gesteckt, deren Oeffnung mit einer Schleife versehen ist, die man nur anzuziehen braucht, um sie zu schließen. Alsdann wird der Sack mit der Oeffnung nach oben an der Schnur befestigt, welche alle Eingebornen um den Leib tragen. Der Sack dient so gewissermaßen als Gürtel. Während nun der Schlangenbeschwörer die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf die Punkte lenkt, wo er Schlangen — nach seiner Aussage — vermuthet, bückt er sich zur Erde und rafft mit der rechten Hand etwas Gras und Erde oder einige Holzstücke empor, um sich den Zugang zum Loch der Schlange zu bahnen; zu gleicher Zeit öffnet er

aber auch mit der Linken die Schleife des Sackes und läßt die Schlange in seine Hand gleiten. Rasch wird nun auch die Rechte empor gehoben und empfängt aus der Linken die Schlange. Der Gaukler richtet sich auf, mit hochehobenem Arm das sich krümmende Reptil zeigend, und alle Anwesenden haben den Eindruck empfangen, als sei es aus dem Loch oder sonst einer Ritze hervorgezogen.

Die Herren untersuchten nun den Korb des Mannes und fanden zwischen dem Boden desselben und einer leicht darüber geworfenen Decke mehrere Säcke, in denen sich Schlangen befanden. Um Gewißheit zu erlangen, ob dieß die allgemeine Methode der Leute sei, ließen sie noch einige Beschwörer kommen, bemächtigten sich ihrer Körbe und fanden darin Schlangen von verschiedener Art und Größe.

Sie kamen nun auch dem Kunststück auf die Spur, scheinbar die Giftzähne aus einem Schlangenschlamm zu ziehen. Ein zusammengelegtes Tuch wird schnell in den geöffneten Rachen geschoben und dieser dann zusammengedrückt. Wird das Tuch nun herausgezogen, so zeigen sich Löcher und auch Schlangenzähne, die aber schon zuvor hineingelegt waren. Die Zuschauer schwören darauf, der Zauberer habe sie der Schlange ausgebrochen.

Abichtlich lassen sich die Gaukler dann von den ungiftigen Zähnen der Schlange beißen. Die blutende Wunde erregt die Theilnahme der Zuschauer und beweist ihnen, daß der Kampf mit der Schlange blutiger Ernst sei; sie steigert das Mitleid für den armen Mann, der so sein Leben auf's Spiel setzt, um vielleicht eine hungernde Familie zu ernähren, und reichliche Gaben fließen in seinen Beutel.

Je mehr sich die Herrschaft der Engländer ausbreitet und befestigt, desto mehr wird auch für die Ausrottung der reißenden und giftigen Thiere des Landes gethan. Doch es geht langsam wegen des religiösen Wahns, in welchem das Volk befangen ist. Die Schlange spielt im Götterglauben der Hindus eine große Rolle; sie ist wegen ihrer Klugheit und Gewandtheit ein Mittel in der Hand der Devs und Dämonen (bösen Geister), zugleich aber auch ein Bild der Ewigkeit und Macht der Götter. Die meisten der in den Felstempeln dargestellten Gottheiten haben entweder Schlangen in ihren Händen oder sind von denselben umwunden, und in den Pagoden erscheint überall die Schlange als religiöses Symbol. Im Hochlande Kaschmir zählte man noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gegen 700 Orte, wo Schlangenbilder, aus Stein oder Holz gearbeitet, angebetet wurden.

In die Monate Juli und August fällt bei den

Hindus das Schwingfest zu Ehren des Gottes Krishna und das Schlangenfest der Manasa-Devi, der Königin der Schlangen. Betend wendet sich das Volk zu ihr mit Gelübden und allerlei religiösen Ceremonien; Alles bringt ihr Gaben dar, um ihren Zorn zu besänftigen und dann vor Schlangenbissen bewahrt zu bleiben. Besonders flehen die Mütter für ihre Kinder die Gunst Manasa's an, und schon bei Beginn der Regenzeit, wenn die Schlangen zahlreich aus ihren Löchern hervorkriechen, sieht man sie mit einem irdenen Gefäße nach dem nächsten Teiche wandern. In den Töpfen haben sie als Opfergabe Reis, Milch und Zucker gemischt, die sie der Göttin für den Schutz ihrer Kinder anbieten. Da nun aber der Göze nichts genießen kann, so verzehren sie selbst die ihm geweihte Opferspeise — was noch das Vermünftigste bei der ganzen Sache ist.

Bei der Ceremonie wird das Bild der Göttin, die von Schlangen umwunden auf einer Wasserlilie sitzt, in Demuth angebetet. An einigen Orten wird sie auch durch einen Zweig des Schlangenbaumes, einer Euphorbie, oder durch einen mit Wasser angefüllten und mit Schlangen bemalten Topf dargestellt.

Die wichtigste Rolle bei dem Fest spielen die Mäts, eben die von uns schon gekennzeichneten Schlangenbeschwörer. Vor dem Bilde der Göttin sind Tribünen aus Bambusstäben aufgerichtet, auf

die man allerlei Gefäße stellt, welche mit Schlangen der verschiedensten Arten angefüllt sind, von der schlanken und harmlosen Hele (einer „Baumschlange“) bis zur riesigen Boa und der furchtbaren Cobrade capello. Die Mäts, nachdem sie sich durch berausende Getränke aufgeregt haben, besteigen nun diese Bühnen, nehmen die Schlangen aus den Töpfen und lassen sich von ihnen in den Arm beißen. Das Beifallsgeschrei der Menge regt sie noch mehr auf und versetzt sie in eine wilde Lust; sie lassen sich nun den ganzen fast nackten Körper von den Schlangen zerbeißen; das Blut tröpfelt von der Brust, dem Rücken und den Armen; dann fallen einige von der Bühne herab, scheinbar halbtodt in Folge der giftigen Bisse der Schlangen. Doch durch wiederholtes Anrufen der Göttin gestärkt, erheben sie sich bald wieder, steigen abermals auf das Gerüst und setzen ihr wahnsinniges Treiben fort.

Selbstverständlich sind allen gefährlichen Schlangen zuvor die Giftzähne ausgebrochen worden, um ihren Biß unschädlich zu machen. Die von Bewunderung des Heldemuthes erhitzte Menge weiß das aber nicht und würde es auch nicht glauben, wenn man es ihr beweisen wollte; sie begleitet die Vorstellung mit Jubelgeschrei und ist fest überzeugt, daß die Schlangenbändiger die begnadigten Diener des Schiva und die Lieblinge Manasa's sind.

## Ein neues Dichterspiel.

Mitgetheilt von

Robert Löwike.

(Für Aeltere.)

Meine jungen Freunde und Freundinnen lade ich ein, heute mit mir ein neues Spiel zu versuchen. Unsere Gesellschaft setzt sich um einen Tisch, je mehr Theilnehmer desto besser. Zunächst wählen wir einen Spielordner und schneiden uns dann eine Anzahl Zettel von der Größe eines Octavblatts, und zwar so viele, als Theilnehmer des Spiels vorhanden sind. Nun wählt jeder sich den Namen eines Dichters und zwar eines solchen Dichters, aus dessen Werken er mehrere Stellen auswendig weiß. Der Spielordner macht den Anfang und erklärt z. B.: „Ich nehme Schiller.“ Dann kommt sein Nachbar zur Linken an die Reihe und wählt z. B. Uhland, der folgende wählt Freiligrath, der vierte Shakespeare, der fünfte Göthe, der sechste Lessing, der siebente Chamisso, der achte Heine, der neunte Körner und so fort.

Der Spielordner vertheilt nun die einzelnen Zettel, und das Spiel beginnt damit, daß jeder eine Stelle aus seinem Dichter, d. h. eine einzelne Verszeile hinschreibt. Er reicht dann seinen Zettel dem Nachbar zur Linken

und dieser muß nun unter die erste Zeile eine Verszeile schreiben, welche auf die erste reimt, und zwar entweder eine selbstgemachte oder eine aus irgend einem Dichter entnommene. Ist die zweite Zeile fertig, so wird der beschriebene Theil des Zettels umgekniffen. Jeder schreibt dann wieder eine Verszeile aus seinem Dichter auf und reicht den Zettel seinem Nachbar zur Linken. So geht es fort, immer links herum, bis jeder Zettel die Runde gemacht hat und wieder zu demjenigen zurückkommt, von welchem er ausgegangen ist. Wenn sämtliche Zettel fertig geschrieben sind, so werden sie von dem Spielordner gesammelt, durch einander gemischt, an die einzelnen Theilnehmer des Spiels vertheilt und dann vorgelesen.

„Was aber soll geschehen,“ so höre ich fragen, „wenn Jemand keine Stelle aus seinem Dichter mehr aufzuschreiben weiß?“ Nun in diesem Fall soll er verpflichtet sein, statt seines Verses folgende Worte zu schreiben:

„Dem . . . . . fällt nichts ein.“

Sein Nachbar zur Linken muß dann diese Zeilen ver-

vollständigen und noch einen zweiten Vers, welcher auf die erste Zeile reimt, hinzufügen. Anspielungen auf den Nachbar zur Rechten sind natürlich in solchen Fällen gern gestattet und erhöhen immer den Reiz des Spiels. Ist Jemand in Betreff der zweiten Zeile in Verlegenheit, so daß er weder selbst einen Vers machen, noch eine passende Stelle aus irgend einem Dichter anführen kann, so ist er verpflichtet, der ersten Zeile folgende Worte hinzuzufügen:

„Da steh' ich nun, ich armer Thor,  
Und bin so klug als wie zuvor.“

Der Spielordner hat darauf zu achten, daß die Zettel richtig circuliren, und daß Niemand zu lange auf sich warten läßt. Wenn Jemand zu lange zögert, so zählt der Spielordner: eins — zwei — drei, und bei drei muß der Zauderer entweder:

„Dem . . . . . fällt nichts ein.“

oder:

„Da steh' ich nun, ich armer Thor,  
Und bin so klug als wie zuvor.“

ausschreiben.

Meine jungen Freunde können sich wohl denken, daß die einzelnen Zettel oft recht drollige Zusammenstellungen enthalten. Die verschiedenen Dichter, das verschiedene Versmaß und mannigfache Anspielungen auf die einzelnen Theilnehmer des Spiels tragen dazu bei, den Inhalt der Zettel recht bunt zu gestalten, und geben viel Veranlassung zum Lachen. Ich lasse nun einige solche Zettel folgen, wie sie entstanden sind, als ich kürzlich in einer muntern Gesellschaft das Dichterspiel versuchte.

Aus Vaterland, aus theure, schließ dich an,  
Dann bist du allen werth und bist ein rechter Mann.

Die linden Lüfte sind erwacht,  
Das hat Herr Lenz recht gut gemacht.

Wüstenkönig ist der Löwe.  
Da steh' ich nun, ich armer Thor  
Und bin so klug als wie zuvor.

Sein oder nicht sein; das ist jetzt die Frage;  
So denkt wohl mancher grübelnd alle Tage.

Unter allen Wipfeln ist Ruh',  
Warte nur, balde schläfst auch du.

Kein Mensch muß müßen.  
Da steh' ich nun, ich armer Thor  
Und bin so klug als wie zuvor.

Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind,  
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind.

Etwas ist faul im Staate Dänemark;  
Das Deutsche Reich ist gut bewehrt und stark.

Die Botschaft hör' ich zwar, allein mir fehlt der Glaube;  
Die Männer ziert der Helm, die Frauen ziert die Haube.

Dem „armen Gretchen“ fällt nichts ein;  
O Kopfzerbrechen, welche Pein!

Leise zieht durch mein Gemüth  
Ein kleines, lust'ges Frühlingslied.

Sprühend umzuden mich rasselnde Blitze,  
Da steh' ich nun, u. s. w.

Ich hatt' einen Kameraden  
Zum Schmause eingeladen.

Dem „Herrn zu meiner Rechten“ fällt nichts ein,  
Drum soll „Schwachmaticus“ sein Name sein.

Röselin sprach: „Ich steche dich“,  
Und das schmerzt ganz fürchterlich.

Thut nichts, der Jude wird verbrannt;  
Daran wird gleich der Patriarch erkannt.

Dem „guten Alexander“ fällt nichts ein;  
Das mag schon öfters vorgekommen sein.

Ich sei, gewährt mir die Bitte,  
In eurem Bunde der dritte.

O lieb', so lang du lieben kannst.  
Da steh' ich nun, u. s. w.

Zweifle an der Sonne Klarheit,  
Aber rede stets die Wahrheit.

Ja, gutes Schwert, treu bin ich,  
Und liebe dich herzlichinnig.

So ständ' ich denn am Ziele meines Lebens,  
Da steh' ich nun, u. s. w.

Dem, „der recht lange grübelt“, fällt nichts ein,  
Drum laß dich nicht auf langes Grübeln ein.

Der Rest ist Schweigen —  
Das wird sich zeigen.

Man süßt die Absicht und man ist verstimmt —  
Wenn nicht ein Fünkchen mehr im Kopfe glimmt.

## Beschauliches. Von Johannes Trojan.



In Korn, am Feldweg und auf dem Rain  
Blüht so Vieles im Sonnenschein.  
Man rauf't es aus und trägt's nach Haus,  
Und getrocknet sieht es erbärmlich aus.  
Was man doch nicht besitzen kann,  
Laß stehn, wo es steht, und freu' dich dran.

Haßt du das Deine recht gethan,  
Was gehn dich der Leute Reden an.  
Wer für Alles gleich Dank begehrt,  
Der ist selten des Dankes werth.  
Laß sie nur spotten, laß sie nur schelten!  
Was von Gold ist, das wird schon gelten.



Von

**Friedrich Güll.**

1.

I und II.

Ich ziehe mit dem Tod in's Haus,  
Doch mit der Leiche nicht hinaus.

III und IV.

Ich schütze dich in Windes Braus,  
Und schirme dich in Wetters Graus.

I bis IV.

Im dunkeln Kleid mit goldner Schnur  
Schweb' hin und her ich in der Flur.

2.

I.

Ich bin ein Thier, das kommt gerannt,  
Wenn es beim Namen wird genannt.

II.

Bin ein Getränke, süß und mild,  
Für Junge, ob sie zahm, ob wild.

I und II.

Ein nutzlos Unkraut bin ich, bitter, giftig,  
Du siehst auf jedem Acker, jeder Trift mich.

3.

Mit **i** hat mich, den Plaggeist,  
Der Schüler in der Mappe;  
Er hätte mich wohl lieber  
Schon unter seiner Kappe.  
Mit **a** bin ich ein Gleichniß,  
Das unerfahrer Jugend  
Einprägt die ersten Lehren  
Der Weisheit und der Tugend.

4.

Ein **B** voran kannst du hier Weisheit kaufen,  
Gesunde Kost für Herz und Geist;  
Ein **Z** statt **B** (brauchst jaust nicht weit zu laufen)  
Kleidstoff für deinen Leib zumeist.

Von

**Otto Sutermeister.**

1.

Wenn der Hilfsbedürft'ge fleht,  
Wenn der Wind beständig weht,  
Wenn der Wagen nicht mehr geht —  
Was thun sie?

2.

Was die Pferde sollen sein,  
Sollen sein die Knaben;  
Die, um über Stock und Stein,  
Die, zur Schul' zu traben.

3.

e strebt empor auf sonn'ger Hüh', ü in die dunkle Erde,  
a flattert einsam über's Feld, oder in schwarzer Herde.

4.

Mit **a** macht's Halt, mit **e** hört's auf, mit **i** war's einst  
ein Dichter,  
Mit **o** ist's ein gewalt'ger Feind, ein Pflug- und Schwert-  
vernichter.

5.

ü liebt die Ruh', o die Veränderung,  
a Käf' und Fleisch, doch beides nicht mehr jung.

### Auflösung der Räthsel Seite 94.

Räthsel von **Otto Sutermeister.**

1. Hest.

2. Allah, Halla.

3. Das F.

Räthsel von **Robert Löwike.**

1. Klang.

2. Motte, Matte.

3. Halm, Helm.

4. Hagel, Havel.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

1. Kammrad, Kamerad, Kammerrath.

2. Wetter, Prophet, Wetterprophet.

# Knackmandeln.

Von Robert Löwike.

## I.

Als eine furchtbare Ueberschwemmung die meisten Einwohner der Stadt Szegedin mit einem Schlage an den Bettelstab brachte, da drang die Kunde von dem entsetzlichen Unglück mit Blitzesschnelle durch ganz Europa und fand auch in unserm Vaterlande ihren Weg fast in jedes Haus und in jedes Herz. Viele Hände waren sogleich zu helfen bereit, und viele von euren Sparbüchsen haben ihren ganzen Inhalt oder doch einen großen Theil davon hergegeben. Auch Fritz und Emil hatten ihren Vater um Erlaubniß gebeten, etwas zur Linderung der Noth beitragen zu dürfen. Als sie den Inhalt ihrer Sparbüchsen durchzählten, fand es sich, daß Fritz 14 Mark mehr hatte als sein jüngerer Bruder Emil. Beide gaben gleichviel für die Verunglückten her, nämlich jeder 15 Mark. Als sie dann wieder ihre Baarschaft zählten, hatte Fritz dreimal so viel Geld als Emil.

Wie viel Mark hat vorher jeder der beiden Brüder in seiner Sparbüchse gehabt?

## II.

Ich kenne eine Familie, in welcher der Vater jetzt 48, die Mutter 36 Jahre alt ist. Von ihren sieben Kindern ist der älteste Sohn achtzehn, der zweite sechszehn, der dritte vierzehn Jahre alt. Die älteste Tochter zählt jetzt zwölf, die zweite zehn, die dritte acht, die vierte sechs Jahre. Addirt man die Lebensjahre der drei Söhne, so erhält man die Zahl 48, also das Alter des Vaters, und die Jahre der vier Töchter geben zusammen die Zahl 36, also das Alter der Mutter.

Nach wie viel Jahren wird das Alter der Kinder (in Jahren ausgedrückt) doppelt so groß sein, als das der Eltern?

## III.

Emilie hatte drei Körbchen mit Äpfeln. Als sie die Äpfel zählte, fand sie, daß ihre Zahl in allen drei Körbchen verschieden war. Nun nahm sie den ersten Korb, schüttete aus demselben so viel Äpfel in den zweiten, als schon in dem letzteren enthalten waren; darauf schüttete sie aus dem zweiten Korbe so viel Äpfel in den dritten, als sich schon in diesem befanden. Nun zählte sie wieder die Äpfel in allen drei Körbchen und fand, daß jetzt die Zahl in allen gleich war. Es lagen nämlich jetzt zwanzig Äpfel in jedem Korbe.

Wie viel Äpfel sind nun ursprünglich in jedem Korbe gewesen?

## IV.

Am Fuße einer Mauer von 4 Meter Höhe saß eine Schnecke und fing an senkrecht an derselben hinaufzukriechen. Am ersten Tage gelangte sie 80 Centimeter hinauf, glitt aber in der darauf folgenden Nacht wieder 50 Centimeter herunter; ebenso kroch sie an jedem folgenden Tage immer wieder 80 Centimeter weiter nach oben und glitt dann in der Nacht auch immer wieder 50 Centimeter herunter.

Am wie vielten Tage wird sie den oberen Rand der Mauer erreicht haben?

## V.

In einer Klasse von 47 Schülern waren Knaben von verschiedenem Alter, nämlich Knaben von sechs, von sieben und acht Jahren. Die Zahl der siebenjährigen Knaben betrug drei mehr als das Doppelte der sechsjährigen, und die Zahl der achtjährigen war wieder um drei größer als das Doppelte von der Zahl der siebenjährigen.

Wie viel Knaben von jeder der drei Altersstufen waren in der Klasse?

## Auflösung der Knackmandeln Seite 95.

### I.

Frau Martha hatte 228 Eier nach der Stadt gebracht.

### II.

Alfred kann mit diesen vier Blechmarken 12 verschiedene vierziffrige Zahlen zusammensetzen und zwar folgende:

7765	7576	6577
7756	7567	5776
7675	6775	5767
7657	6757	5677

### III.

Mit diesen vier Blechmarken lassen sich 9 verschiedene vierziffrige Zahlen zusammensetzen und zwar folgende:

9910	9109	1990
9901	9091	1909
9190	9019	1099

### IV.

B	E	S	R
E	r	b	e
S	b	i	s
R	e	s	t

### V.

D	A	S	E
A	b	e	r
S	e	i	f
E	r	i	e

### VI.

G	E	R	F
E	f	e	f
R	e	r	o
F	f	o	r

### VII.

E	B	R	D
B	e	e	t
R	e	f	t
D	t	t	o

### VIII.

R	E	R	R
E	f	a	u
R	a	u	m
R	u	m	a

### IX.

P	D	L	E
D	f	e	n
L	e	i	b
E	n	b	e